Der Zeitgeist

und die

moderne Literatur.

Briefe an eine Dame

von

Gotthart Oswald Marbach.

Leipzig,
J. C. Hinrichssche Buchhandlung.
1838.

Der
Zeitgeist
und die
moderne Literatur.

Briefe an eine Dame

von

Gotthart Oswald Marbach.

Leipzig,

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

1838.

Ueber moderne Literatur.

In Briefen an eine Dame

von

Gotthart Oswald Marbach.

Dritte Sendung:

Gutzkow. Wienbarg. Laube. Kühne. Lenau.
Die schwäbische Schule. Bettina. Rahel.

Motto: Erlaubt ist, was sich ziemt.
Goethe.

Leipzig,
J. C. Hinrichssche Buchhandlung.
1838.

Inhalt.

Brief Seite
1. Präsentation. Veranlassung. Ordnung und Form dieser Briefe. 1
2. Literatur. Parteien. Vernunft und Unvernunft. Philosophie. 12
3. Aufklärung. Geist in Raum und Zeit. Natur. Naturproduct. Handwerkproduct. Kunstproduct. Geschichte. 24
4. Leben und Tod. Humor. Bedeutung der Literatur. Censur. Namen ꝛc. 38
5. Menzel. Lob des Philisterthums. Menzel, das „junge Deutschland" und der Verfasser. 47
6. Menzels Licht- und Schattenseite. 58
7. Menzelscher Geist der Geschichte. Philosophie und Religion. Glaube und Wissen. Moral. Gutes und Böses. 71
8. Geist und Natur. Geist der Geschichte. Christenthum. 90
9. Goethe. Poesie, klassische, romantische, künstlerische. Menzel gegen Goethe. 106
10. Faust. Menzel. Schluß. 120

11. Einführung Börnes. Krisis der Zeit. . . . 133
12. Der Teufel als historische Person. Moderne Don-Quixoterie. 147
13. Die Revolution. 159

Brief Seite
14. Börnes Recht. Allgegenwärtigkeit des Rechts 167
15. Staat. Aristokratie. 190
16. Freiheit. 195
17. Absolutismus. Liberalismus. 203
18. Börnes unsterbliches Verdienst. Börne, Goethe und die Deutschen. 213
19. Heine. Gegensätze der modernen Literatur. . 226
20. Weltreligion. Katholicismus. 235
21. Heines Pantheismus. Spionizismus. Christenthum. 243
22. Persönlichkeit und Unsterblichkeit. 254
23. Dreieinigkeit. Protestantismus. 263
24. Pantheismus bei Goethe und Hegel. . . . 276
25. Einung der Gegensätze. 286

26. Persönlichkeiten. 295
27. Fortsetzung. 303
28. Gutzkow. 311
29. Das Genie. L. Wienbarg. 327
30. H. Laube. 336
31. Elend und Hoffnung der Gegenwart. . . . 346
32. F. G. Kühne. 354
33. Poesie. Lenau. 363
34. A. Grün. Kerner. Maier. Hoffmann. Uhland. Chamisso. Rückert. 374
35. Bücher und Menschen. — Rahel und Bettina. 381
36. Das Mysterium der Liebe. 391
37. Bettina und die Liebe. 400
38. Geschichte der Liebe. — Ehe. 408
39. Emancipation der Frauen. — Mundt und Tieck. 415
40. Rahel. 425
Nachwort. 432

Sechsundzwanzigster Brief.

Persönlichkeiten.

Wir Schriftsteller sind doch glückliche Leute. Die Zeit, wo ein muthiger Rittersmann ein Band von seiner Dame an den Helm steckte, und darauf mit seiner Lanze hinauszog, um jeden, der ihn in den Weg kam, zu Ehren seiner Dame anzufallen — die schöne Zeit des Minnens und Tiostirens ist vorüber, vorüber für jeden vernünftigen Menschen, nur für die Schriftsteller nicht. Das Mittelalter der Literatur ist in fröhlichster Blüthe, und keiner soll mirs schelten. Hier ist doch der Mann noch was werth, der Mann von Verstand und rüstiger Feder. Trifft auch im wackern Streite hier und da ein Schlag das eigene Haupt, rieselt an den blanken Waffen auch hier und da ein heller Blut= tropfen herunter; Ihr müßt nicht erschrecken, holdes Fräulein, vor derlei Merkzeichen der Ehre! Wer

Schläge austheilt, erhält deren auch; sind nur die Wunden in offenem Kampfe erworben, nicht bei heimtückischer Wegelagerung gegen harmlose Wanderer. Eins scheint verdrießlich. Nicht jeder, mit dem wir zu thun bekommen, ist ritterlich gesinnt, am wenigsten sind es die Schildträger und Troßbuben unsrer Gegner. Sie können uns nicht zu Leib und schimpfen darum hinter unserm Rücken. Derlei Geschrei muß einen braven Streiter nicht anfechten, weiß er nur, daß er nächst seiner Dame einer ehrenwerthen Sache dient. Solches Bewußtsein erhält frischen Muth und macht das Herz fröhlich und hochgesinnt.

Es ist aber unter vielen von denen, die sich für Vorfechter der Literatur ausgeben, in neuester Zeit eine Art des Kampfes aufgekommen, welche gar wenig ritterlich und eines freien Mannes würdig erscheint, so daß es fast den Anschein hat, als hätten die Troßbuben goldene Sporen angeschnallt, damit man glaube, daß sie echte Ritter wären, während doch die gemeine Art, mit der sie die Waffen handhaben, hinlänglich kund giebt, wie sie Kin-

der eines gemeinen Geistes und gar nicht der Waffenehre würdig sind. Lassen unsre Herolde bei der Wappenprüfung (die Censoren) so unberufenes Volk zu, so muß es so derbe Schläge auf sie regnen, daß ihnen die Lust zu weiterem Kampfe vergeht.

Ich will mich gegen Sie, verehrtes Fräulein, über diese Unsitte in der literarischen Polemik näher erklären, indem ich die angehobene Allegorie aufgebe. Schon früher war es häufig genug vorgekommen, daß statt zu kritisiren, geschimpft wurde, daß statt die Sache anzugreifen, welche der Gedanke ist, die Person des Denkers nach ihrer leiblichen Hinfälligkeit und Schwäche angezogen wurde. Solches Treiben geschah meist anonym, denn die Beleidiger schämten sich selbst ihres niedrigen Verfahrens, und so blieb es bedeutunglos. Als aber zuerst Heine scheinbar mit der Freimüthigkeit des Genies, in Wahrheit mit der Frechheit der Willkühr sich nicht scheute, auf ähnliche Weise gegen ehrenwerthe Männer aufzutreten, und bei der Plebs der Lesewelt reichlichen Beifall einerntete, da wagten sich bald mehre, theils Anhänger, theils Gegner der modernen Literatur

gleichfalls mit einer bis dahin niedergehaltenen Gemeinheit heraus. Heine kritisirte den Herrn von Raumer, einen Mann, der sich bleibende Verdienste um die Geschichte erworben hat, indem er seine kleine Figur, seinen grauen Rock, seine Thränen über den Tod Ludwig XVI. lächerlich machte; denselben Herrn von Raumer persiflirte dann Laube wegen seines gesellschaftlichen Benehmens; Mundt u. A. suchten skandalöse Klätschereien über das Privatleben Tieck's, des einzigen Ueberrestes des goldnen Zeitalters deutscher Literatur, hervor; Wolfgang Menzel kritisirte Gutzkow, indem er seine dünnen Beine und sein linkisches Benehmen beschrieb, ja ihm Privat-Dinge nachsagte, auf die man eigentlich nur durch Prügel antworten kann; Gutzkow antwortete mit skandalösen Anekdoten aus seinem Privatumgange mit Menzel, wie Menzel unfläthige Reden geführt, gemeine Späße ausgelassen, und so ging es fort, bis es endlich fast dahin gekommen, daß statt der Kritik eines Werkes künftig nur eine Karrikatur oder ein Pasquil auf den Verfasser erscheinen wird. So ein alter Weiber-Klatschton ist eingerissen, daß man sich nur

unwillig abwenden könnte, wenn man nicht dreinzuschlagen berufen wäre. Aber dreinschlagen muß man, denn wir laufen Gefahr, daß alle Polemik verunehrt werde und beim Publikum in Mißcredit komme. Freilich meint der gemeine Sinn, alle Ereiferung müsse eine persönliche unedle Ursache haben, als gäbe es gar keine Leidenschaft für den Gedanken, für die Idee! Wer für diese kämpft, dem ist es einerlei, ob sein Gegner krumme Beine oder gerade, eine lange Nase oder eine kurze, einen schwarzen Sammtrock oder einen grauen Tuchrock hat. Beim Himmel es ist an der Zeit, daß man endlich einmal wieder am Gedanken sich ereifre, die Lethargie fahren lasse, die uns das ganze Leben zur erbärmlichen Alltäglichkeit verekelt hat.

Es ist eine Meinung, die ein sich geistreich gerirender Mann, ein Stimmführer moderner Literatur gegen mich aussprach: „mit dem Streben etwas im Ewigen und fürs Ewige zu thun, sei es eitel Thorheit, alles Treiben wie des Tagelöhners so des Poeten sei im Endlichen.“ Ich nenne den nicht, der diese Meinung aussprach, denn ich weiß nicht, ob er

sich öffentlich für dieselbe bekennen möchte, aber wahr ist, daß eine derartige erbärmliche Ansicht der höchsten Geistes-Zustände den Grund zu jener ekelhaften Erscheinung angiebt, gegen welche ich eifere. Negiert man Staat, Kirche, Sitte, Wissenschaft, warum sollte das letzte Heiligthum des Menschen, die Poesie, verschont bleiben! Hat man auch noch diese abschmeckig gemacht, dann sitzen wir ganz in der Erbärmlichkeit, im Schmuz, ohne irgend welchen Lichtblick des Himmels. Aber ich freue mich, daß es bis hierher gekommen, wenn nur erst recht unverschämt laut ausgesprochen würde, daß Raphael seine Madonnen um der entblößten Modelle willen aus Farben zusammengeklext, daß Goethe seine besten Gedichte um einen Augenblick des Beifalls buhlend geschrieben — — die Extreme müssen berührt werden, um in das Gegentheil umzuschlagen. Sie mögen den Geist immer enger zusammenkeilen, endlich bricht er los in einer Explosion, die seinen Feinden die hirnlosen Köpfe zerschmettert.

Aber es giebt eine wehmüthige Seite der Betrachtung, und in Briefen an eine Dame mag es

ziemen auch auf diese hinzudeuten. Sehen Sie, meine Freundin, die Geschichte der Aufklärung durch, und es müssen Ihnen die Thränen in die Augen kommen. Wie die armen Menschen allmählig eine Farbe ihres Daseins nach der andern hingegeben haben, um einzig das reine weiße Licht zu erhalten, und nachdem sie nun endlich jede Farbe ausgelöscht, die ihr Leben verschönte, haben sie nichts, nur eine kalte, frostige, lichtlose Nacht, und nun höhnen sie sich selbst in ihrem Jammer und rufen sich zu: Das Licht, das wir so lange suchten, ist die Finsterniß! Es gab eine Zeit, da betete der deutsche Mann seinen dreieinigen Gott an, da ehrte er seinen Kaiser als ein Gnadengeschenk Gottes, da liebte er sein Weib, denn sie war sein Eigenthum, und in ihr besaß er Himmel und Erde, und fühlte, daß er selbst göttlichen Geschlechtes, da erzog er mit Sorgfalt seine Kinder, denn sie waren seine Zukunft, seine irdische Unsterblichkeit, und nichts war ihm verloren, wenn ihm das Auge brach, denn es gab ein fröhliches Wiedersehen. Da tritt der Versucher, der Geist der Aufklärung, vor ihn und spricht: „Rühmst

du dich göttlichen Geschlechtes, so lebt der Gott in dir, du bist der Herr der Wahrheit, und damit du in dir dich selbst, die Wahrheit hörest, verleugne den Gott außer dir." Der Mensch verleugnete den dreieinigen Gott. „Was brauchst du einen Herrn, einen Kaiser; gieb ihn auf; muß regiert werden, so regiere du selbst, durch einen Beamten, einen Stellvertreter!" So wurden die Könige gestürzt. „Warum liebst du dein Weib, wenn nicht um dein selbst willen, als ein Mittel deiner Lust, warum willst du dich an Eines hängen, da tausende deinem Begehren entgegenblühen; und was willst du Kinder erziehen, von denen du nicht einmal weist ob sie die deinen sind!" So ward alles aufgegeben und warum? um der Freiheit des Geistes, um der Wahrheit willen, und nun diese ergriffen werden soll, wo ist sie? „Nirgends!" hohnlacht der Versucher! und er hat recht, denn die Wahrheit in uns ist die Wahrheit Gottes außer uns, sonst nirgends, und wer diese aufgegeben, hat auch jene verloren.

Siebenundzwanzigster Brief.

Persönlichkeiten.

„Ein Obscurant! Ein Obscurant!" wird vielleicht ein Kritiker rufen und sein Anathema über mich aussprechen, wird mich beschreiben, wie ich ein dürrer Mann mit hohlen Augen im langen schwarzen Ueberrock, herabhängenden struppigen Haaren durch die Straßen schleiche, das Gebetbuch unterm Arm, die Augen niedergeschlagen vor dem sündigen Treiben der Welt.

Vor Ihnen, meine Freundin, will ich mich rechtfertigen. Wohl mein ich, daß es so ist, wie ich sagte; aber ich rathe Ihnen selbst, wehmüthigen Betrachtungen sich nicht zu überlassen, denn sie entwürdigen, machen kraftlos und gottvergessen. Alles dieses hat geschehen müssen, damit die Welt durch den Verlust erfahre, was sie besitze; damit sie näher komme der großen Aufgabe: Anbetung Gottes in Licht und Wahrheit. Folgt etwa daraus, daß wenn wir alle Farben des Regenbogens aufheben, um das

reine weiße Licht übrig zu behalten, und nichts finden: das Licht sei nichts; es folgt vielmehr: das Licht ist die Gesammtheit aller Farben. So auch müssen wir alles verlieren, was ein unsterbliches Dasein hat, bis auf uns selbst, um uns in Allem und Alles in uns wiederzufinden.

Jeder unverdorbene Mensch führt neben dem gemein wirklichen Leben, voller Eitelkeiten, Klätschereien, Erbärmlichkeiten, Dampfmaschinen, Eisenbahnen, bösen Nachbarn, Cholera und wie das Misère weiter heißt, ein höheres, ein ideales Leben, voll Wahrheit und Gewißheit, ewiger Liebe, unwandelbarer Treue. Aber das eine Leben ist nicht neben dem andern wie mein rechter Arm neben meinem linken, sondern so wie Blut und Fleisch, so daß eines das andere völlig durchdringt. Das Mangelhafte ist, daß man sie willkürlich trennt, daß man glaubt, man müsse für das eine Leben sich ertödten, um das andere genießen zu können. Wer schlicht und recht hinlebt, erfährt wohl die wahre Bewandtniß die es damit hat. Er liebt sein Weib mit unsterblicher Liebe und unwandelbarer Treue, ob auch Mängel

zuweilen die Eintracht stören; trotz des Kindergeschreies, der Nahrungssorgen, der bösen Nachbarn geht ihm das Ideale des Lebens nicht verloren, und er der sechs Tage der Woche an Dampfmaschinen und Eisenbahnen baut, hat seinen siebenten Tag, wo er mit dem Sonntagrocke das Gefühl der Unsterblichkeit anlegt, das in ihm lebte, wenn er auch nicht Zeit hatte, auf die Sprache desselben zu horchen. Das gemeine nur scheinbar wirkliche Dasein wird durch das ideale Leben, wenn dieses wie das pulsirende Blut es durchzieht, erst zu einem wahrhaft wirklichen. Diese Erkenntniß, meine Freundin, ist ein großes heiliges Erwerbniß, und die schweren Kämpfe, welche noch gegenwärtig fortdauern, haben es geschaffen. Es ist ein Erwerbniß, das man sich wohl Schweiß, Thränen und Blut kann kosten lassen. Das schlichte und rechte Hinleben mag immerhin selten werden und endlich ganz verschwinden in der Welt, wenn nur die Frucht der Erkenntniß von immer mehr Strebenden errungen und genossen wird. Das unschuldige Kind lebt nach dem Willen der Eltern harmlos

und glücklich, aber es muß eine Zeit kommen, wo es die Lehre der Eltern in den Wind schlägt, wo es sich selber klug dünkt, viele Thorheiten thut, um zuletzt den Willen des weisen Vaters als seinen eigenen höchsten, wahrhaft freien Willen zu üben.

Um nun aber auch darauf zurück zu kommen, was zu den eben berührten Betrachtungen Veranlassung gab, so läßt sich auch in jenem Angreifen der Persönlichkeit, welches gegenwärtig so widerlich erscheint, ein tiefliegender Keim des Fortschreitens erkennen. Auch hier hat man nur äußeres und innerliches, gemein wirkliches und ideales Leben so verwechselt, daß man dieses zu jenem machte, statt eines im Durchdrungensein durch das andere zu begreifen.

Wie die Aeußerlichkeiten des Lebens zusammenwirken, um uns zu dem zu machen was wir sind, so auch die Innerlichkeiten desselben. Es giebt eine geistige Physiognomie, einen geistigen Habitus des Menschen, in dem sich seine Gedanken, seine geistigen Interessen und Leidenschaften so ausdrücken, wie sinnliche Neigungen und Leidenschaften im leiblichen Antlitz, in den leiblichen Geberden. Ja es findet

sogar ein inniger Zusammenhang statt zwischen den geistigen und leiblichen, der idealen und gemein wirklichen Physiognomie. Sogar das scheinbar äußerlichste, die Kleidung, ist nicht ein bloß äußerliches, sondern steht in Zusammenhang mit dem idealen Leben. Die Nationaltrachten sind nichts anderes als Aeußerungen der Volkscharaktere. Gegenwärtig hat sich der Charakter in das Individuum zurückgezogen, so daß er dieses nicht mehr nach sich bildet, sondern sich in ihm ausbildet. Darum sind die Volkstrachten ab, und ist die Mode aufgekommen. Die Mode herrscht äußerlich, wie der Gedanke innerlich, aber beide werden im Individuum selbst individuell.

Der nationale Geist ist etwas Herrliches, wie jede Erscheinung des Geistes, welche über die Endlichkeit des Subjects hinaus geht, und in seiner Kraft tritt er auf wo er sich individualisirt und Volk gegen Volk steht und streitet, aber er ist nicht das Herrlichste. Der Geist muß sich zu einer Universalität erheben, welche auch dem Volksunterschiede entwachsen ist. Erreicht er im Individuum selbst

diese Universalität, so gelangt dieses zur wahren vernünftigen Willensbestimmung: zur Freiheit. Daß unter uns die Nationaltrachten abgekommen und die Mode aufgekommen, ist in der That ein Zeichen der reifenden Freiheit. Wie der Gedanke, so geht die Mode über das Individuum als Allgemeingut hinaus, wie Freiheit und Willkühr unterscheidet sich die Mode von der Unsitte des Sonderlings. Aber diese Willkühr mischt sich so vielfach in die ächte Mode (in das was wahrhaft nach dem besten Geschmack der Zeit), daß auch der scharfsichtigste Kenner für alle anfänglichen, verhüllten, keimenden Erscheinungen des Geistes, in allen Nuancen der Mode den Geist des Jahrhunderts doch kaum nachzuweisen vermöchte. Aber eine interessante Geschichte der Mode (im Großen betrachtet) müßte sich schreiben lassen, deren Verlauf die Entwicklung des Geistes darlegte. Sie sehen, meine verehrte Dame, daß ich der Mode höchste Gerechtigkeit widerfahren lasse, und vielleicht werden nur Damen hierin mich wohl verstehen, denn für alles unmittelbar Geistige haben Frauen feineres Gefühl als Männer, daher auch mehr äch-

ten Geschmack als diese. Sie werden mir diese Einschaltung auch vergeben, zu der ich nur noch die Bemerkung füge, daß die altdeutschen Demagogen, welche Volkthümlichkeit wollten, im richtigen Takt eine Nationaltracht improvisirten und der Mode den Krieg erklärten; während moderne Demagogen nach Universalität strebend der Mode huldigen und die Verwechslung der Willkühr mit der Freiheit unmittelbar dadurch bezeugen, daß sie die Mode geschmacklos verzerren.

Um des angegebenen innern Zusammenhanges geistiger und leiblicher Individualität willen, ist es ein interessantes, ja ächt künstlerisches Unternehmen, großartige Individualitäten persönlich betrachten und behandeln. Aber man vergesse nur nicht worauf es ankommt: das gemein Wirkliche als Erscheinung des Idealen darzustellen. Das Ideale ist aber nie das widerwärtige, unschöne; was unschön am Aeußerlichen das ist darum gewiß nicht Erscheinung idealen Daseins einer großen Individualität. Die ungenirte herausfordernde Stellung eines Napoleon mit den untergeschlagenen Armen drückt wohl den Welteroberer, den Mann mit dem eisernen

Willen aus, die zurückgelehnte Stellung Göthes mit den rückwärtsruhenden Armen, wohl den tiefsinnigen Betrachter, der mit gottseliger Ruhe, Alles um sich gewähren läßt, in Allem das ewig lebendige Walten des Geistes herauserkennend; aber wenn Napoleon etwa das linke Bein gebrochen und gehinkt oder Göthe von einem Fall einen Buckel davon getragen hätte, so dünkt mich könnte solches nimmermehr angeführt werden, um den Charakter des Mannes zu schildern. Freilich drückt auch eine häßliche Seele in widerlichen Zügen und Gebehrden sich aus; aber, wohin wir kommen müssen, ist: daß wir das Häßliche, Sündige, Schlechte als das in sich selbst Nichtige, völlig Bedeutunglose anerkennen. Es ist genug, es ist Alles gethan, wenn wir den Schatten aus dem Lichte erklären; wo das Licht nicht ist, da ist der Schatten. Er ist nichts als dieses Nichtsein, wer ihn beleuchtet, der macht ihn verschwinden. Das Böse verschwindet wie alle Finsterniß vor dem Lichte, wenn wir nur die Sonne des Geistes leuchten lassen. Führet die Sonne herauf in den Zenith eures Daseins und es giebt keinen Schatten mehr.

Achtundzwanzigster Brief.

Gutzkow.

Was ich in den vorhergehenden Briefen im Allgemeinen über Persönlichkeiten in der Kritik gesagt, wird hinreichen Ihnen, werthe Freundin, meine Meinung auszudrücken über die Art und Weise, in welcher neuester Zeit für und wider eine Partei gestritten worden ist, welche sich mit dem Namen des jungen Deutschlands breitgemacht. Es ist um so unnöthiger auf die Details der in diesem Streite angeregten Persönlichkeiten einzugehen, da dieselben durch die Menge des Hin- und Hergeredeten bereits an Interesse verloren haben, und im Allgemeinen ist dieser Gegenstand von mir schon in der ersten Briefsendung berührt worden. Die Partei des jungen Deutschlands selbst ist von Staatswegen gerichtet worden und nach dem frommen Grundsatz: „Von den Todten nichts als Gutes" wäre jeder Tadel, jede Ereiferung gegen sie ferner zurück zu

halten. Aber der Gedanke ist das ewig bleibende, das auf keine Weise zu vernichtende, und das Auftreten des jungen Deutschlands war nicht völlig gedankenlos, im Gegentheil, das Verdrießliche an der ganzen ephemeren Erscheinung jener Partei war, daß der Gedanke von ihr prostituirt wurde. Gerade dieß, meine ich, wäre hervorzuheben, zu tadeln, zu strafen gewesen; man hätte den verunehrten Gedanken in seiner Reinheit hinstellen sollen, um alle Einmischung unedler Sinnlichkeit als thöricht und nichtig zurück zu weisen. Aber freilich Menzels Sache, der in dieser Angelegenheit das große Wort geführt, ist der Gedanke ein für allemal nicht; Menzel ist für den Gedanken blind, taub, todt. Wäre das junge Deutschland eine bloße Nichtswürdigkeit, wozu das Geschrei. Es giebt eine ganze, weder von Ihnen, meine Freundin, noch von mir gekannte Literatur der Gemeinheit, die nichts als Schmutz ist für schmutzliebende Seelen; solch Zeug aber anzuzeigen, dasselbe zu kritisiren, dazu giebt sich kein irgend ehrliebendes Literaturblatt her, weil jenes bedeutunglos ist und bleibt.

Ich werde mich in den folgenden Briefen an Sie, mein Fräulein, bemühen, diejenigen Intressen des geistigen Lebens, welche bei dem Auftreten des jungen Deutschlands angeregt worden sind, auf eine des Geistes würdige Weise in Betracht zu ziehen, und auf diese Weise, von den vielbesprochenen Schriften welche jenen Streit veranlaßten, eine Gedankenkritik liefern, ohne auf die Worte derselben Rücksicht zu nehmen. Ein solches Eingehen in jene Schriften wäre überdieß schon um des Anstandes willen mißlich.

Sie könnten indeß mit Recht verlangen, meine Freundin, daß ich Ihnen von der geistigen Persönlichkeit der vorzüglichsten Sprecher der Partei des sogenannten jungen Deutschlands eine aus den Schriften gerechtfertigte Skizze entwerfe. Zunächst von Gutzkow. Ich kann mich auf Schriften beziehen, die in den letzten Monaten nach Abthuung des oft erwähnten Scandals erschienen sind. Bevor ich dieß jedoch thue, erlaube ich mir einige Bemerkungen über das goethische Thema: „Nur die Lumpe sind bescheiden.“ Ich habe schon im fünften Briefe einige Worte über Genie, Philister und Lumpe gesagt,

auf welche ich mich beziehe. Der Lump hat mit dem Genie gegen den Philister die Selbstständigkeit gemein, unterscheidet sich aber von Beiden durch die Geistlosigkeit. Das Genie ist selbstständig, weil es alle Raden des Geistes seiner Zeit in einem Brennpunkte sammelt, sie beherrscht und zwingt von ihm aus einen neuen Weg einzuschlagen, der Philister ist unselbstständig, nur weil er dem Geiste seiner Zeit unterthan ist, die Selbstständigkeit fällt außer ihn in jenen Zeitgeist, wie dieser selbst, ist sie in ihm, der als Bornirtheit; Genie und Philister sind Träger des Geistes, jenes wissend, dieser unwissend, aber die Würde, die Macht, das heilige Recht der Allmacht des Geistes ist in Beiden; darum ducken sie sich nicht, sondern richten sich stolz empor, das Genie als Herr der Welt, der Philister als Livreebedienter des mächtigen Herrn der Zeit. Die Lumpe wissen weder noch fühlen sie den Geist in sich, sie sind von ihm a b g e f a l l e n, darum haben sie auch nicht das Gefühl der Macht und des Rechts, sie haben kein Eigenthum an der Welt, sie müssen sich demüthigen und betteln um leben zu können. Sie

sehen, meine Freundin, auf diese Weise sind allerdings nur die Lumpe bescheiden. Aber ihre Bescheidenheit ist nur äußerlich, dahinter birgt sich die Frechheit, wie sich hinter der kriechenden Demuth des Bettlers, Neid, Haß, Unverschämtheit verbergen, ja die Frechheit ist es, welche zum Lump macht, zum Abfall bringt, die Frechheit: existiren zu wollen trotz dem Geiste, welcher die Welt beherrscht; ohne seine Thaten zu thun, doch von dem Brode begehren, das er austheilt.

Nachdem Goethe jenen Satz geäußert, haben recht viele sich bemüht, durch Mangel an Bescheidenheit an den Tag zu legen, daß sie keineswegs unter die Klasse der Lumpe gehörten. Die Guten haben nur übersehen, daß einzig von einer unedlen Bescheidenheit bei Goethe die Rede, denn er setzt alsbald entgegen (wenn ich nicht irre) „wer Großes schafft, denkt edel von der Welt und sich.“ Durch „Edeldenken von der Welt und sich“ wird sich allerwegen Genialität an den Tag legen; um diesen goldnen Apfel möge man sich bewerben.

Diese Prämissen meine Freundin sollen zum Pro-

birstein für Herrn Gutzkow werden. Dieser junge Mann hat nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß er selbst ein leibhaftes Genie sei, er sucht seine Uebereilungen auf dem Gebiete der Literatur durch die Muster anderer großer Geister, die mit einigen Uebernehmungen angefangen, zu rechtfertigen, er giebt eine Beschreibung des echten Genies und stellt sich dann wohlgefällig neben sein Bild und ladet lächelnd zum Vergleichen ein. Er giebt großen Seelen gute Rathschläge, wie sie ohne Ueberlegung schreiben und handeln sollen, den Ball hinauswerfen ohne zu wissen, wo er hinfliege, sich so zu sagen recht verrennen, um doch zu sehen, was das für ein Ende nehmen werde, doch gehören dazu große Eigenschaften der Seele: Ich, sagt Herr Gutzkow, pflege mir diese geistige Motion zu machen. Sie sehen, bescheiden ist Herr Gutzkow nicht, vielmehr ziemlich frech. So einen Ball hinaus zu werfen der doch einiges Gewicht hat, denn es handelt sich um Ehe und Christenthum, nur zum Vergnügen, wo er hinfliegen wird, was er anrichten wird?! in der That ein nobles Vergnügen, es erinnert an Nero, der Rom an-

zündete um zuzusehen, — nein, meine Freundin es erinnert an ein unwissendes Kind, das eine Kanone löst, weil es nicht weiß, was es thut. Dieses Gerede von der Motion, welche sich die starke Seele des Herrn Gutzkow macht, ist eine Dummheit, denn darin beträgt sich die Seele nicht stark, daß sie mit unverschämter Willkühr um sich wirft, meinend aus einem Schneeball könne eine Lawine werden, und das Rollen und Zerschmettern im Thale sei lustig anzusehen, sondern darin beträgt sie sich nur unmündig, thöricht, frech. Will Herr Gutzkow für stark gelten, so wisse er sich selbst zu beherrschen, das mein ich ist Aufgabe des echten Genies; er besitze sich selbst, damit er die Welt besitze. Er mache, daß von ihm gesagt werden könne, was ich vor Kurzem las:

Eine Welt fühlt er im Busen, in der Brust das Schicksal schlagen,
Männlich hat er Welt und Schicksal, ohne Murren ohne Klagen
Gleichend einem Gotte völlig, hat er selber sich ertragen.

Solches, mein ich, ist die echte Unerschrockenheit, Ruhe des Genies, nicht die Tölpelhaftigkeit, von

welcher Herr Gutzkow spricht. Man kann die Ruhe des Genies allerdings als gottselige Heiterkeit fassen, wie Platen sagt:

Ein Eroberer zieht der Poet einher! Ihm dienet die Welt
Und der Jungfrau Herz wie ein Ball in der Hand, den übungsreich
Bald wirft, bald fängt des erhabenen Spielers Anmuth.

Einmal nicht wieder gefangen den geworfenen Ball und vorüber ist Anmuth und Genie.

Doch wir thun Unrecht, wenn wir nur von Gutzkows Unbescheidenheit sprechen. Er ist auch bescheiden. Er sagt: „Ich werde noch lange kämpfen müssen, ehe ich der, dem Schönheitsgefühle so sanft sich einschmeichelnden Rundung Meister werde, und jene Herrschaft erobere, die sich lächelnd, sicher, ohne Uebereilung mit graziöser Consequenz auf ihrem Rosse wiegt." Nicht wahr, meine Freundin, das ist recht liebenswürdig, hören Sie weiter: „Woher sollte diese Ruhe kommen? Der Pegasus der Literatur von 1830 lernt jetzt erst Manège reiten." Weg war die Bescheidenheit, und welche triviale Rechtfertigung. Ein Pegasus und Manège! Wir ordinaires Schrei-

bervolk, die wir nur zuweilen Sonntags unsern Ackergaul zu einem Spazierritt satteln, wollen Manège reiten lernen, um uns einigermaßen auszunehmen; aber einen Pegasus, noch dazu einen so blutjungen von 1830, Manège reiten zu wollen, halt ich für eitel Sünde, oder vielmehr für Thorheit, als ob Alexander den Bucephalus Manège geritten hätte; seine Begleiter versuchten es und wurden sämmtlich abgesattelt.

Welches ist der Pegasus der Literatur von 1830? — Dieses Jahr ist ein großer Wendepunkt in der Geschichte, wenn ich nicht irre, dadurch, daß in ihm die Revolution für die in ihr ringenden Ideen endlich ein behäbiges Dasein sich gegeben, daß sie erhielt, was ihr so lange fehlte, wofür sie so viel Blut bot und was sie doch nicht erlangen konnte, — daß sie Philister gewann. Der Geist des jungen Jahrhunderts ist 1830 mündig geworden, zur Besonnenheit gekommen. Es ist möglich, daß ich in meinem Urtheil irre, denn durch das Licht der Gegenwart sind wir jungen Leute, denen das Blut noch rasch aufbraust, sämmtlich geblendet; aber ich weiß, wenn das Jahr 1830 nicht

jene Bedeutung hat, so ist seine Bedeutung überhaupt nur eine sehr ephemere. Wollen wir von einer Literatur von 1830 reden, so muß sie dem Charakter jenes Wendepunktes entsprechen; sie muß besonnen, mündig sein, sie muß auf Construction ausgehen mit den Ideen, die so lange nur destruirend wirkten. Von alle dem finde ich in Gutzkow's Schriften keine Spur; ja die Athemlosigkeit, Besinnunglosigkeit, Unbedachtsamkeit sind ihm charakteristisch und so, glaube ich, kennt er den Pegasus der Literatur von 1830 gar nicht, und wird ihn auch niemals Manège reiten.

Lassen Sie uns zusehen, ob Hr. Gutzkow edel von der Welt und sich denkt? Von sich gewiß nicht, das geht aus der Art hervor, wie er selbst sein Treiben interpretirt. Aber von der Welt? — Gutzkow hat zur Philosophie der Geschichte geschrieben und in diesem Buche habe ich zwar nicht finden können, welche Geschichtsanschauung Gutzkow eigentlich habe, denn embryonische Gedanken fahren darin so chaotisch unter einander, daß es auch nicht zu Einer Perspektive kommt; aber das geht mit Gewißheit aus

jenem Buche hervor, daß Gutzkow gegen gewisse Anschauungen eingenommen ist, namentlich gegen die einer freien, jeden Zufall ausschließenden, Gestaltung des Geistes in der Geschichte, und speciell gegen die Anschauung, welche im Christenthum die ewige Gegenwart aller Vergangenheit und Zukunft erblickt. Wer fühlt nicht, daß eine gewisse unedle Denkung von der Welt hier im Hintergrunde liege und doch möchte ich dieß nicht aussprechen, denn wenn Gutzkow sagt: „Da (in der Geschichte) sind tausend Möglichkeiten und embryonische Anfänge und Begebenheiten, die sich würden entwickelt haben, wenn die Geschichte nicht eilte, und der höchste Dichter Gott nicht ein Feind der Anakoluthe wäre;" nachdem er gesagt: „daß die Göttin Tyche in das Buch der Geschichte hineinkritzle, die sich lächelnd dem greisen Vater der Welt über die Schultern lehne, und ihn scherzhaft in seinen lapidarischen Schriftzügen zu verhindern suche," setzt er hinzu: „Man nenne diese Geschichtsansicht nicht atomistisch oder glaube daß ich ein Apologet des Zufalls wäre!"

Wenn nicht etwa nur mein Verstand zu schwach

ist, den Knoten zu lösen, welcher auf solche Weise von Gutzkow geschürzt worden, so bleibt überhaupt nichts übrig, als mit dem Schwertschlage ihn zu theilen: daß Gutzkow überhaupt immer nur halb denkt, den ganzen Gedanken aber nicht herauszugebären im Stande ist. Er fühlt, daß die atomistische, dem Zufall das Wort redende Ansicht die gemeine unedle ist, aber er vermag auch nicht die edle, des Geistes einzig würdige Ansicht zu erfassen, welche das Gefühl der Allmächtigkeit des Geistes ausdrückt.

Ich sagte schon früher einmal, daß Gutzkow sich gegen Menzel als ein Schüler Hegels erhebe. Auch in seinem „zur Philosophie der Geschichte,“ giebt sich Gutzkow für einen solchen, aber zugleich meistert er den Meister, und zwar eben in Bezug auf seine Ansicht über Geschichte. Wie er Hegel begriffen, ob ich Recht habe, zu behaupten, daß der Schüler zu früh aus der Schule gelaufen und keineswegs den Gedanken Hegels, als freies Eigenthum frei darüber zu schalten, gewonnen habe, mögen Sie selbst beurtheilen.

Dieses ist der Gedanke Hegel's, den zu begreifen

keinem vorurtheilslosen gebildeten Geiste schwer fallen kann. „Gott der Geist ist der Alleinige, der Freie, der Allmächtige, Welt und Geschichte sind seine That, in der er vor sich selbst erscheint. Vor dem Auge Gottes giebt es keinen Zufall, keinen Mangel, keine Sünde, sondern einzig ihn selbst. Aber ich, der Endliche, sehe Zufall, Mangel, Sünde, weil ich nicht Gott gleich bin. Die Mühe des Denkens ist die Arbeit, Gott gleich zu werden, und insofern ich wahrhaft denke, in so weit ich wirklich erkenne, muß folglich Zufall, Mangel und Sünde vor meinem Blicke verschwinden. Die hohe Würde der Menschen ist Geist vom Geiste zu sein, als Geist erkennt er sich, wenn er überhaupt zur Selbsterkenntniß kommt. Durch das wahre Denken erscheint der Geist vor sich selbst in seiner Wahrheit und Wirklichkeit. Schauen wir also als Erkennende die Geschichte, so muß uns in ihr die freie Selbstbestimmung des Geistes erscheinen; weil Gott frei in seiner That, weil wir frei in der Erkenntniß, müssen Gottes That und wahre Erkenntniß eins sein." — Solcher Gedanke, der auf das Verständniß der Freiheit sich gründet, findet seinen

Widerspruch in der Vorstellung, welche die Freiheit zur Willkühr verzerrt. Der Gedanke selbst wird in dieser Auffassung zu einer lahmen Vorstellung von einer Construction der Geschichte, als könne ein Philosoph in sein Studierzimmer eingesperrt die Geschichte noch einmal auf dem Papiere nachkünsteln, — und hat etwa Gutzkow mehr, als in dieser lahmen Vorstellung jenen Gedanken begriffen, wenn er in Bezug auf ihn sagt: „Was ist Construction der Geschichte? Ein kleiner Demiurgos sitzt mitten im Weltgebäude und sucht mit einem Cirkel die Zahl der historischen Breiten- und Längengrade zu bestimmen. Er hockt dem Schöpfer der Welt auf der Schulter, und beginnt am siebenten Tage, wo jener zur Ruhe gegangen, den Himmel und die Erde, die Thiere in und über dem Wasser, die Bäume und die Menschen so nachzuformen, wie er von dem Allvater sich die Handgriffe gemerkt hat."

Soll eine Vorstellung gegeben werden von dem angeführten Gedanken, so ist es diese: „der Sohn des Vaters fühlt sich heimisch auf den väterlichen Fluren,

in den Gärten, die der Vater angelegt, in den Gebäuden, die er errichtet; überall fühlt er des Vaters auf ihn selbst übergegangenen Geist sich entgegen wehen, es ist ihm nicht eine fremde Schöpfung, die er um sich erblickt, sondern seine eigene, und je mehr er überlegt, desto mehr geht scheinbar Verworrenes und Zweckloses als Wohlgeordnetes, Zweckmäßiges vor ihm auf."

Hegel's „Vorlesungen über Philosophie der Geschichte," gegen welche doch am meisten Gutzkow's Controverse gerichtet sein muß, ist vor Kurzem erschienen. Hören Sie, was der als geistreich hinlänglich bekannte Herausgeber, Herr Gans, über dieselben sagt: — „die Thatsachen bleiben wie sie waren, wie sie durch die geschichtliche Tradition der Jahrhunderte erscheinen; die Idee ist ihr Erleuterer, nicht ihr Umsetzer. — Dieß ist eben ein Hauptverdienst der gegenwärtigen Vorlesungen, daß sie bei aller spekulativen Kraft doch der Empirie und Erscheinung ihr Recht widerfahren lassen, daß sie sich gleich entfernt halten von einem bloß subjectiven Raisonnement, wie von einem Einthun alles Geschicht-

lichen in die Formelbüchse, daß sie die Idee ebenso in der logischen Entwickelung wie in der lose scheinenden Geschichtserzählung begreifen, aber ohne daß dieses in der letzteren bemerklich werde. Das sogenannte Aprioriſche (— die Construction der Geschichte —), von dem man in der That annimmt, es bestehe darin, auch ohne alle Hülfe von den Begebenheiten die Geschichte zu machen, ist so von dem hier Vorgetragenen durchaus verschieden: der Autor wollte nicht ein Gott sein, der die Geschichte schafft, sondern ein Mensch, der die geschaffene, vernünftige, ideenreiche betrachtet."

Menzel habe ich einen Philister genannt, weil der Geist auf einer seiner Entwickelungstufen nach einer gewissen Richtung in ihm verknöchert ist, er hat kein Ohr für das Morgengeläut des erwachenden Tages, kein Gesicht für das Morgenroth der aufgehenden Sonne; Gutzkow hört „Läuten, aber nicht Zusammenschlagen," und sieht die Morgenröthe nur in ihrem Wiederschein am Abendhimmel, der sich in Nichts auflöst, sobald die Sonne über den Horizont tritt. Jener empfindet nur den Schmerz seines ge-

blendeten Auges und schimpft und schlägt um sich; dieser kokettirt mit dem Geiste, empfängt ihn mit vornehm wegwerfender Miene, als einen ziemlich viel versprechenden Jüngling; jener ist grob, dieser widerlich; bei jenem weiß man, wie man mit ihm daran ist, bei diesem nicht, denn er selbst weiß nicht, was er will.

Neun und zwanzigster Brief.

Das Genie. L. Wienbarg.

Gewiß ist, meine Freundin, ein Kennzeichen des Genie's die Sicherheit, mit der sowohl eigene Schöpfungen hervorgebracht und hingestellt, als auch der ganze Gedankenreichthum der Vergangenheit und Gegenwart gehandhabt und beurtheilt wird. Aber ein solches Urtheil entspringt nur aus dem vollständigen Besitz. Das Genie muß sich jenen Gedankenreichthum als sein Eigenthum erworben haben. Sehr mit Unrecht betrachtet man das Genie gewöhnlich als etwas Geschenktes, Angebornes. Nur die Kraft zu erwerben ist dem Genie angeboren, nicht das Besitzthum selbst. Die Leichtigkeit, mit welcher der völlig zu eigen gemachte Gedankenreichthum gehandhabt, in

unendlicher Fülle ausgegossen, in vollendeter Gestalt wiedergeboren wird, veranlaßt die falsche Meinung, als sei derselbe fertig mit dem beglückten Menschen zur Welt gekommen. Niemand ist fleißiger, ja mühseliger, als das Genie, und es unterscheidet sich dasselbe vom bloßen Gelehrten nur dadurch, daß, während dieser die Schätze in sich aufspeichert und Eines gesondert neben das Andere einbalsamirt hinlegt, das Genie Alles in sich Aufgenommene zu sich selbst verarbeitet. Der Gelehrte ist ein Kasten mit vielen Schubläden voll todtliegender Kostbarkeiten; das Genie ein lebendiges Wesen, welches zehrt und lebt ein Geist vom Geistigen. Die Leistungen eines Gelehrten bleiben ihm selbst ein Fremdes, sind nur Wiedergegebenes, man sieht der Arbeit die Mühe des Zusammenschleppens an; das Erzeugniß des Genies ist ein Selbständiges, innerlich Lebendiges, voll Lust des unsterblichen Daseins: Geist vom Geiste in unsterblicher Liebe Empfangenes und Geist vom Geiste Gebornes.

Hiermit hängt dann noch eine andere Eigenthümlichkeit des Genies zusammen, gerade diejenige, die man am meisten bei den jungen Schriftstellern vermißt, welche mit ihren Ansprüchen an Genialität sich Herrn Gutzkow angeschlossen: die Anerkennung

des Geistes in seinem gegenwärtigen Dasein, wie er sich regt in allen Sphären des Lebens, in allen bedeutenden Zeiterscheinungen. Das wahre Genie nimmt kein einseitiges Parteiinteresse, vielmehr interessirt es sich für alle Parteien, denn sie schaffen sein eignes Werk, das Werk des Geistes. Nur mäßigend, zurechtweisend, aufregend, reinigend, verhält es sich gegen die verschiedensten Richtungen und Bestrebungen, und nur, wo der Uebermuth der Willkühr in seiner Nichtigkeit sich aufbläht, weist es zurecht, und nimmt, wenn es Noth thut, Partei für die gemißhandelte, in Verblendung bis zur gänzlichen Besinnunglosigkeit verkannte Sache des Geistes. Es concentrirt wie das reine weiße Licht alle Farben in sich, und scheint darum selbst farblos zu sein, während doch eine ganze herrliche in allen Farben strahlende Welt ihm ihr Dasein verdankt.

Allerdings giebt solches Verhalten dem Genie einen Anstrich von Kälte, die wohl gar für Herzlosigkeit ausgegeben wird, aber es giebt ihm auch die erhabene Stellung eines göttlichen Menschen, erhaben über die kleinlichen Schmerzen und die thörichte Angst, welche nur in der Blindheit für das Walten des Geistes ihren Grund haben. Das Gottvertrauen des Gläubigen gleicht dieser erhabenen Ruhe des genialen

Menschen, das niemals zusammenblinzende offene Auge, das so ruhig in das Licht wie in die Nacht schaut. Goethe, Napoleon besaßen diese erhabene Ruhe der Gewißheit des Geistes von ihm selber. Kleine Seelen werden es niemals begreifen können, warum Napoleon in der Schlacht bei Leipzig nicht den Tod gesucht, und auf St. Helena nicht sich todt geschossen habe, und eben so wenig, wie Goethe eine Zeit edler Begeisterung für den Kampf ums Vaterland ohne Franzosenhaß und Deutschthuerei durchmachen konnte; sie werden sogar sagen, dieß habe jenen Männern zur ächten Größe gefehlt. So hat man auch Goethe zum Vorwurf gemacht, daß er so manches Liebesverhältniß, trotz dem, daß er selbst den Werther geschrieben, glücklich durchgemacht, ohne leiblich und geistig darüber zu Grunde zu gehen. Aber darin besteht ja eben die wahre Größe, daß ein solcher Mensch nicht zusammenbricht unter einem Drucke, der uns kleinen, unbedeutenden Menschleins das Herz jämmerlich zerquetscht, daß er, wie Atlas die ganze Welt auf seinen Schultern trägt, ohne zu seufzen, oder nur ein Kissen nöthig zu haben. Was uns verzagt macht, ist die Rathlosigkeit, die kurzsichtige Meinung, Alles sei verloren, wenn nur eine Form des Ewigen gewechselt wird. Jene ge-

waltigen Geister erkennen das Unsterbliche, ihr Eigenthum, in jeder seiner Formen, und wo wir Tod sehen, erblicken sie nur erwachendes Leben, ja sie können wie Napoleon den Schein ihrer selbst verlieren, sterben bei lebendigem Leibe, und nicht verzagen, denn ihr wahres Ich: „der Geist" wird auf keinem St. Helena im Kerker gehalten.

Was ist gegen solche Genialität nun jener Frosch mit der kleinlichsten Eitelkeit, der den eigenen winzigen Geist so gewaltig aufbläht, daß er größer erscheinen soll, als der Geist, der durch alle Staaten und Völker der Welt seine Riesenglieder ausstreckt. Mit hochnasiger Schulmeistermiene wird die eigene Nation, von der das Gewächslein nur als ein Aftersprößling ausgefahren, wird die ganze Welt in ihrem gegenwärtigen geistigen Dasein gehofmeistert, zurecht gewiesen, in die Lehre genommen. Noch viel ärger ist das Mißverhältniß, als wenn der Bürgermeister von Krähwinkel vor den Kaiser aller Reußen hochmüthig sich hinstellt und ihm sagt: er sei ein schlechter Regent und solle von ihm erst lernen, wie man ein Reich regiere.

L. Wienbarg hat Mancherlei geschrieben, von welchem allen ich nur auf einige Erörterungen in den „ästhetischen Feldzügen" eingehen will, um Ihnen

mein Fräulein, eine Charakteristik dieses jungen Schriftstellers anzudeuten. Weder Schule, noch Universität, noch Staat, noch gute Société, noch bürgerliche Gesellschaft erfreuen sich des Beifalls des Hrn. Wienbarg; eben so wenig manches Andere, was man wohl für bedeutend gehalten hat. So nichtswürdig ist das Meiste von dem, was Wienbarg verwirft, daß er es gar nicht erst der Mühe werth hält, die Beschuldigungen, die er gegen dasselbe ausstößt, irgendwie zu motiviren. Widersprüche, welche dem scharfen Urtheile des Hrn. Wienbarg die Geschichte entgegenwirft, sind eben natürlich Mißgriffe der Geschichte, nicht des jungen Autors, der es ganz anders gemacht hätte, wenn ihm das Geschichtemachen überlassen gewesen wäre. So heißt es vom Zeitalter Schiller's und Goethe's: „Ein Jahrhundert, das von Rechtswegen aller Poesie und aller Poeten baar und ledig hätte sein sollen, war poesie- und poetenreich." Ebenso von Klopstock's Zeit: „Billigerweise zwar hätte jene Zeit keine Spur von Begeisterung verrathen dürfen, denn der siebenjährige Krieg war ein Schandfleck für die Deutschen." Ueber alles dieses will ich indeß mit Hrn. Wienbarg nicht rechten, indem es mich überflüssig dünkt, Gott und Volk zu vertheidigen, und ich erlaube mir nur

die Bemerkung, daß eben in Zeiten, in denen das äußerliche Dasein des Geistes im Staate seine Regsamkeit zu verlieren beginnt, der Geist am meisten sich aufgefordert fühlt, auf sein innerliches Dasein in Kunst und Wissenschaft sich zurückzuziehen und hier in seiner Lebendigkeit sich zu bezeugen. Dagegen dürfte es am Orte sein, Einiges über ein ästhetisches Urtheil zu sagen, über welches noch mancher Andere mit Wienbarg übereinstimmt, da dieses Urtheil eine Consequenz der einseitigen Richtung ist, welcher dieser Schriftsteller angehört. „Goethe's Fortsetzung des Faust," sagt derselbe, „paßt auf seinen frühern Faust, wie die Faust auf's Auge." Ich habe schon früher versucht, Ihnen mein Fräulein, nachzuweisen, wie durch den Faust Ein Gedanke sich hinziehe, so daß dieses Gedicht in seinen beiden Theilen die vollendete Darstellung dieses Gedankens enthält. Dieser Gedanke ist kurz ausgesprochen dieser:

Geist und Natur sind im feindlichen Gegensatz als Fleischlichkeit und Seelenhaftigkeit gegen einander festgehalten, beide unwahr und gewähren keine Befriedigung; nur die Einheit beider, die Versöhnung, die Rückkehr zur Ursprünglichkeit, die wahre freie That ist Wahrheit, Wirklichkeit, ewige Beseligung.

Diesen Gedanken hat Goethe von Anfang in seinem

Faust festgehalten und ihn herrlich ausgeführt. Um jenes zu bestätigen, mache ich Sie nächst dem, daß von Anfang der Zwiespalt in Faust ausgesprochen wird, daß auch die Zweitheiligkeit des Gedichtes von Anfang angedeutet wird, darauf aufmerksam, daß es die That ist, mit welcher Faust anfängt und endet. Die wahre That ist die Freiheit und ist die unmittelbare Einheit von Natur und Geist: Verwirklichung des Geistes, Vergeistigung der Natur. Daher hält es Mephisto hinter dem Ofen nicht länger aus und drängt sich hervor, als Faust (womit der Dichter schon den Schluß der Tragödie im Voraus andeutet), das richtige Wort erfaßt: „Im Anfang war die That." „Mir hilft der Geist" ist bedeutungvoll hinzugesetzt. Wienbarg und gleichgestimmte Seelen nehmen das im ersten Theile des Faust in seiner Selbstvernichtung dargestellte Gebiet der Fleischlichkeit für das Rechte und Aechte, indem sie jene Selbstvernichtung übersehen. Der Schmuz der Sinnlichkeit, in dem es der gottentsprossene Geist des Faust nicht aushält, ist „der Thau der neuen Freiheit," von dem Wienbarg spricht. Wie konnten die scharfsichtigen Kritiker übersehen, was doch im ersten Theil wahrhaftig passirt: daß der Teufel den Faust holt.

Eines der verkehrtesten und suffisantesten Urtheile, das jemals ausgesprochen worden, ist das, welches Hr. Wienbarg über Schiller fällt. Dieser soll in seinen Werken keinen Zusammenhang mit der Zeit haben. Wie sich seine Zeit mit der Freiheit abarbeitete, so geschieht gerade dieses auch in der Schiller'schen Poesie, und eben dadurch ist Schiller der große Dichter, eben dadurch hat er sich der Herzen seiner Zeitgenossen so unumschränkt bemeistert. Es könnte scheinen, als ob Wienbarg ein reiferes Urtheil über Goethe fällte, von dem gesagt wird: „seine Meisterwerke ständen mit der Zeit im innigsten Zusammenhange." Aber auf welche Trivialität läuft dieser Zusammenhang hinaus! Hören Sie! „Jene Zeit in Deutschland, als der Werther gedichtet wurde, — entsprach und entspricht dem Zustande, eines Schülers, eines Primaners. — Jener andern Zeit, als der Götz von Berlichingen die übermüthige ritterliche Kraftperiode der deutschen Literatur ausdrückte und repräsentirte, entsprach wieder jenes Stadium im Leben eines jungen Deutschen, wo er auf Universitäten sich erst zurechtfand u. s. w."

Ich erinnere Sie an den geistreichen Frosch, von dem ich oben sprach!

Dreißigster Brief.

H. Laube.

Der Grund zu jener widerlichen Suffisance, welche auch bei vielem Talent, geistreichen Einfällen, Gewandtheit des Stils und andern löblichen Eigenschaften niemals eine tüchtige, der Menschheit wahrhaft förderliche, unsterbliche Arbeit zu Stande kommen läßt, ist, um es ganz prosaisch auszusprechen, weil Nichts gelernt worden, und weil sich selbst überredet wird: es lohne sich auch nicht der Mühe zu lernen, weil Alles schlecht sei und nur das aus dem eignen Geiste Kommende etwas tauge. Und doch ist alles, was solche eitle Menschen etwa noch besitzen, nur das Wenige, was sie eben gelernt haben, alles übrige, was sie von sich zu geben vermögen, ist nur das Verneinen und Begeifern des Tüchtigen, für welches sie kein Ohr und kein Auge haben.

Das meiste Talent hat unter den Schriftstellern, welche zum jungen Deutschland gerechnet worden sind, Heinrich Laube, aber eine ungedemüthigte Eitelkeit und der Mangel einer den ganzen Menschen ergreifenden Leidenschaft für das Ewige, hat diesen Schriftsteller gleich bei seinem ersten Auftreten

zu der Meinung verführt, nicht durch den Besitz aller Geistesschätze der Gegenwart, deren Erlangung eine saure, unwillkommne Arbeit erfordert, könne man etwas leisten, welches der Anerkennung des Publikums gewiß wäre, sondern man müsse auf die Zeitinteressen des Publikums spekuliren. In seinen neueren Werken erkennt nun aber Laube selbst an, wie es mit dem Regiren nicht gethan sei, wie es darauf ankomme, Selbständiges zu schaffen, aber daß er die Eitelkeit noch nicht völlig überwunden, spricht sich in der komischen Ansicht aus: die Welt habe sich seit den Paar Jahren, während welcher er schreibt, verändert, nicht er selbst. Es gehört wenig Menschenkenntniß dazu, um zu begreifen, wie die harten Schicksalschläge, welche den jungen Schriftsteller getroffen, wohl geeignet waren, in kurzer Zeit seine Lebensanschauung zu ändern. Man hat ihn wegen dieser Aenderung getadelt; aber alle Besonnenen hätten ihn zu derselben Glück gewünscht, wenn er sie offener, selbstbewußter bekannt hätte, wenn sie in seinen neuen Schriften nicht nur erst als ein fremdartiges, äußerlich aufgedrungenes Aggregat erschienen wäre.

Das beste Werk Laube's ist sein „Junges Europa,“ obschon es in die erste Epoche seiner kurzen

Schriftstellerlaufbahn fällt. In diesem Werke stellt er Lebensverhältnisse mit aller der Lebendigkeit dar, welche das Auge und Gemüth eines Dichters bekunden. Allerdings sind jene Verhältnisse und mehr noch die ausgesprochenen Ansichten nicht Erscheinungen eines dem ganzen Werke zu Grunde liegenden weltbewegenden Gedankens, sondern nur zufällige Erzeugnisse einer Negation der als Sittlichkeit die Welt beherrschenden Bedingungen; aber was für wahres Dichtertalent spricht, ist, daß sich durchaus nirgends eine persönliche Lust am Unsittlichen, keine Lüsternheit des Schriftstellers ausspricht. Derartige negirende Werke kann es und soll es geben, sie sind nicht gegen das Princip der Sittlichkeit gerichtet, sondern gegen die zerlumpte Gestalt, das falsche kokette nichtswürdige Gethue, welches, um einen Deckmantel für heimliche Lasterhaftigkeit zu haben, als Surrogat der echten Sittlichkeit angenommen wird. Es ist nicht zu leugnen, daß, namentlich gegenwärtig, in vielen Kreisen die Sittlichkeit zu einer bloß äußerlichen conventionellen Form herab gesunken ist, und diesen Schein zu zerstören, ist kein schlechtes, sondern ein gutes Werk. Aber kein wahrhaft poetisches!

In den Werken seiner neuen Epoche, namentlich in den „Liebesbriefen,“ hat Laube unsittliche Ver=

hältnisse in sittliche Formen ausgehen lassen, aber in einer Art, welche das Schwankende seines eigenen dermaligen Zustandes (nämlich den seines Bewußtseins, nicht seines moralischen Wesens, über welches zu urtheilen allezeit eine Unverschämtheit ist) bezeugt. Die Sittlichkeit ist ihm selbst nichts weiter, als Convenienz. Weil es nicht wohl angeht, daß wir wie das liebe Vieh leben und lieben, unselige Conflikte daraus entstehen würden, müssen wir uns bequemen nach Herkommen und Gesetz zu leben. Die heiligsten Gesetze der Sittlichkeit werden mit Polizeiverordnungen in gleiche Kategorie gestellt. Man muß eben ein ehlich Weib nehmen, wie man an feuergefährlichen Orten keine Cigarre rauchen darf. Ich hege die Ueberzeugung, Laube's poetischer Sinn werde ihn noch eine dritte Epoche erleben lassen, in der er zunächst anerkennen wird, daß nicht die Welt, sondern seine Einsicht sich geändert habe, und in welcher er dann auch lebendig fühlen und begreifen wird: das Sittliche macht den wahrhaft göttlichen Kern des Menschen aus, und wenn der tüchtige Mensch aus unsittlichen Verhältnissen zu sittlichen endlich getrieben wird, so ist dieser Trieb rein innerlich, das Drängen seines eigenen gottentsprossenen Geistes, das Gelangen aus der Knechtschaft in die Freiheit.

Edle Menschen können in unsittlichen Verhältnissen, auch wenn diese die Form der Sittlichkeit haben, nur zu Grunde gehen, sobald ihnen die Kraft gebricht, sich aus ihnen heraus zu reißen. Dieß muß jeder Dichter wissen, wie es Goethe wußte, als er die Wahlverwandtschaften schrieb. Laube rühmt sich, den Hegel in neuerer Zeit studirt zu haben, das mag wohl sehr förderlich sein, aber bei solchem Studium darf man sich nicht auf eine grünende Wiese ins Gras legen, und die Lerchen nebenbei jubeln hören, sondern muß sich ganz einsam in sein Studierzimmer einschließen. Die graue Philosophie gehört nicht in das grüne Leben, aber wohl ist sie die Zeichenkunst, die der Dichter zu studiren hat, während er Fleisch und Farbe aus der lebendigen Anschauun des Lebens nehme.

Laube's neueste Novelle: „das Glück," nahmen Sie vielleicht mit demselben Interesse wie ich in die Hand: wie dieser Schmetterling sich noch entpuppen werde. Es ist nicht zu leugnen, Laube hat in diesem Werke einen formellen Fortschritt gemacht; er ist zum erstenmal darauf ausgegangen, einen Gedanken in einem poetischen Werke darzustellen. Schiller hat irgendwo gesagt: „Der Mensch ist seines eigenen Schicksals Schmied." Darin liegt, daß

sich ein jeder auch sein Glück schmieden könne, nämlich ein Schicksal, welches ihm gemäß ist, darin er sich wohlhäbig fühlt. Ein solches Schicksal ist Glück. Der Riese, der die Rüstung eines Zwerges anlegt, ist so schlecht daran, wie der Zwerg, der mühselig Riesenwaffen nachschleppt. Glücklich ist, wer das ihm Gemäße besitzt. Dieß allein kann er erringen aus eigener Kraft, nach allem Andern strebt er thöricht umsonst, und wirft es ihm der Zufall in die Arme, so vermag er es nicht zu halten. Dieses hat Laube dargestellt in einer Menge von Gestalten.

Aber wie sind diese Gestalten! Sollte die Poesie, sollten die Leser Antheil nehmen an seiner Darstellung, so müßten sich in den Vordergrund erhabene Menschen stellen, d. h. Menschen mit ewigen Interessen, glücklich im Frieden des gemäßen Besitzes, oder unglücklich im vergeblichen Ringen nach Unerreichlichem. So hätten beide Arten die schöne Kunst, die wahre Lebensweisheit: des Sichbeschränkens um des Ueberflusses theilhaftig zu werden, gelehrt. Kleine Menschen, mit niederen, endlichen Interessen konnten nebenher spielen, theils sich errettend im Begnügen, theils ertrinkend im Begehren. Mit Humor behandelt, konnten auch noch die letzteren zu ergötzlichen Figuren werden. Statt dessen hat Laube or=

binaires Volk ohne Humor dargestellt. Sein Held ist ein gewöhnliches plattes, einfältiges Kaufmannssöhnchen, das zwei Lieben an und auszieht, wie ein paar Handschuhe, aber zu Grunde geht, als ihm der letzte Thaler aus dem Beutel schwindet. Solche Leute dienen mit ihrem Schicksälchen zum Geklatsch für Kaffeeschwestern, aber nicht zu poetischen Darstellungen; für heute und morgen, aber nicht für eine Ewigkeit. Der Dichter soll für die Ewigkeit schreiben. Es kommt im ganzen Buche nicht Eine Gestalt vor, welche einiges Interesse einzuflößen vermöchte. Die sittlich-angegangenen Persönlichkeiten, welche Laube in frühern Werken schilderte, hatten, wie angegangenes Wildpret, etwas pikantes, den Leser reizendes; seit Laube's Bekehrung sind die Figuren in seinen Schriften platt und matt. Dieß neue Werk bestätigt aufs Neue, daß Laube durch alle seine Metamorphosen — er selbst würde sagen, durch alle seine Geschichten — die Eitelkeit mit hinüber genommen. — Dem jungen Schriftsteller wie dem jungen Menschen verzeiht man diesen Fehler gern; er giebt seinem Aeußern eine Glätte, welche die noch unausgegohrne Innerlichkeit ersetzt. Aber Laube will wie ein Alter behandelt sein. Ich finde aber Laube's Eitelkeit nicht blos darin, daß

er gern erzählt, wie er Herzen erobert und einen schwarzen Sammtrock getragen (man hat ihm dieses vorgehalten); seine Eitelkeit ist tiefer, objectiver: einen Gedanken, ohne das rechte Wort für ihn ersonnen, ohne ihn verarbeitet zu haben, in lallender Rede aufs Papier schleudern und dem Leser zu verstehen geben, er sei ein simpler, bornirter Mensch, weil er für solche Sentiments kein Ohr habe. Dieß ist die schlimmste Schriftstellereitelkeit. Dabei ereignet es sich, daß an einer halbwahren Redensart festgehalten wird, daß sich der Schriftsteller in sie gleichsam vertieft, und dadurch fade, wenn nicht lächerlich wird.

Es ist ein nicht übler Einfall, — aber auch gar nichts weiter —, zu sagen: diese oder jene auf mein ganzes Innere umgestaltend wirkende Begebenheit sei eine Geschichte, oder richtiger: mache meine ganze Vergangenheit, indem sie mich über dieselbe, als etwas Abgethanes erhebt, zur Geschichte. Beide Ausdrucksweisen sind geeignet, die Macht und die Wichtigkeit einer Begebenheit anzudeuten. Ich sage nur anzudeuten, denn im Grunde hat der Ausdruck das Mangelhafte, daß wir unter Geschichte stets etwas Alles was Mensch ist Interessirendes verstehen, während Begebenheiten, wie die, von denen die Rede, nur relative den Einzelnen als solchen angehende Be-

deutsamkeit haben. Das Gerede von Geschichten, die er durchgemacht, Geschichten, die er erlebt, hängt Laube durch das ganze Buch wie eine Klette an, die er selbst, man sieht es an der Prätension, mit der sie präsentirt wird, für ein duftiges Blümlein an seinem reizenden Schriftstellerbusen hält. Dadurch wird er trivial und der Leser lacht oder schmäht ihn aus.

Ich habe, mein Fräulein, von dieser Novelle nur geredet, weil sie in einem leuchtenden Beispiel zeigt, welch einen traurigen Ausgang die einseitige Richtung in der Literatur nimmt, von der ich zunächst gesprochen, sowie sie eine Einlenkung versucht in ein Gebiet, dessen innere Tüchtigkeit sie noch nicht zu begreifen vermag. Uebrigens braucht man über Erscheinungen, wie dieses „Glück" sich nicht zu ereifern, sie sind es nicht werth. Was soll man weiter sagen, als daß es forcirte Trivialitäten sind, wenn Laube von einer „keuschen Gasse" spricht, welche die „Sonnenstrahlen verschleiern," und wenn er einen Ehestandskatechismus giebt, in welchem die geistreichste Bemerkung die ist: „Trage nie eine weiße Schlafmütze." Mit dieser Novelle hat sich Laube in der That statt des Lorbeers eine Schlafmütze aufgesetzt, aber keine weiße, sondern eine graue. Es wird ihm heiß unter derselben werden.

Trotz des Sündenfalls, den Laube in seinem „Glück" gethan hat, ist jedoch auch diese Arbeit ein neues Zeugniß, daß unter allen den hier erwähnten jungen Schriftstellern Laube die größte Gewandtheit in der Darstellung besitzt. Dagegen halte ich Th. Mundt für denjenigen aus derselben Gesellschaft, welcher die meisten Kenntnisse und in Folge derselben auch noch die am tiefsten gehende Einsicht in die Mächte des geistigen Daseins: Staat, Religion, Philosophie besitzt. An Leichtigkeit des Stils und derjenigen Art von Gewandtheit, die auch Nichts mit einem Schein zu sagen weiß, daß man glaubt, Etwas und sogar viel gehört zu haben, steht dieser Schriftsteller weit zurück. Er sollte nur reflectirende Schriften, wie sein Werk „die Kunst der deutschen Prosa" schreiben. Seine Phantasie ist durchaus unbehülflich und nur aus dieser Unbehülflichkeit ist eine Erscheinung, wie seine „Lebensmagie" zu erklären, welche über die Abgeschmacktheit bis zur Ekelhaftigkeit hinausgeht. Ich werde auf diesen Schriftsteller noch weiter zu sprechen kommen.

Ein und dreißigster Brief.

Elend und Hoffnung der Gegenwart.

Ich habe, meine verehrte Freundin, schon mehr als einmal Gelegenheit gefunden, mich über eine Hauptmisère unserer Zeit auszusprechen, welche in dem Mangel an wahrer Begeisterung für den Gedanken, für die Sache, zu deren ritterlichem Vertheidiger der Schriftsteller berufen ist, besteht. Wie ich mich bisher immer bemüht habe, die Mißbildungen in der modernen Literatur auf die hohen allgemeinen, den Fortschritt unserer Zeit bedingenden Geistesinteressen zurückzuführen, indem ich aufzeigte, wie dieselben nichts anderes als einseitige Auffassungen dieser Interessen, als einzelne nothwendige Disharmonien seien, welche im Verlaufe der erhabenen Harmonie des Geistes in die schönste Consonanz sich auflösen müssen; so werde ich auch diesen Mangel an Begeisterung für den Gedanken als eine nothwendige Erscheinung zu begreifen suchen.

Wir thun, wie es scheint, den Schriftstellern Unrecht, wenn wir die Indifferenz gegen das Ewige nur ihnen zum Vorwurf machen; sie fällt nur bei ihnen am meisten auf, weil von der Begeisterung der innere Beruf des Schriftstellers abhängt. Wir ha-

ben in unserer Welt keinen Stand mehr, in welchem sich jenes die Zeit der Väter so schön charakterisirende Anschließen an ewige unwandelbare Geistesinteressen erhalten hätte. Actien, Maschinen und Eisenbahnen bewegen unser Leben; gegen Gott, Unsterblichkeit, ist alle Welt gleichgültig. Begeisterte Stimmen, die noch, besonders für Religion, laut werden, gehören fast sämmtlich einer Klasse von Menschen an, welche mit einer krankhaften Zerrüttung eines schwachen Gehirns aus einer Welt fliehen, die ihrem bessern Selbst keine Befriedigung giebt, und die in ihrem Treiben zu begreifen sie auf keine Weise im Stande sind.

Die Gleichgültigkeit ist die Frucht der gesellschaftlichen Bildung, und die zunehmende Gleichgültigkeit unserer Zeit ist ein Zeichen der in ihr in immer weiteren Kreisen sich ausbreitenden Bildung. Die menschliche Gesellschaft wird immer mehr zur guten Gesellschaft, in dieser aber findet nur der eine angenehme Stellung, welcher alle schroffen Ecken und Kanten seines Charakters zu verbergen und unfühlbar zu machen versteht. Das Ewige im Menschen ist seiner Natur gemäß hart und unbeugsam, und die Begeisterung für dasselbe ist eine scharfe Kante, welche alles ihr nahetretende verletzt; sie ist absprechend, unleidlich und für Alle unbequem; die gute

Gesellschaft kann sie nicht ertragen. Ueber Alles zu sprechen zu wissen, so und auch anders, geistreich, witzig jede Seite des Gegenstandes beleuchten und anerkennen, oder auch verspotten und verdunkeln zu können, das ist es, was den Mann von gutem Tone macht.

Viele besonnene Männer haben diese Ihnen, meine Freundin, hier eben mitgetheilte Bemerkung gemacht, und sich durch dieselbe zu bängsten Befürchtungen für die Zukunft des Menschengeschlechtes hinreißen lassen. Und in der That, was, kann man fragen, soll endlich aus der Welt werden, wenn sie ihre ewige Bestimmung gänzlich aus den Augen verliert; muß aus dieser Auflockerung aller festen Gesinnung nicht endlich eine völlige Auflösung aller Sittlichkeit und sogar der bürgerlichen Rechtschaffenheit hervorgehen; muß nicht um der äußern Glätte willen, welche als das Höchste angesehen wird, nicht jede Innerlichkeit, die sich unmöglich mit derselben vertragen kann, aufgegeben werden? Die Welt hat schon einmal eine ähnliche Katastrophe erlebt; das herrliche Griechenland ist in ihr zu Grunde gegangen und das römische Weltreich kam an der Pest der Sittenlosigkeit um, mit der es das sterbende Griechenland angesteckt hatte. Wie unsere modernen Schriftsteller traten die Sophisten auf, und mit der Gewandtheit und Glätte einer

Bildung so groß und größer wie die der Gegenwart griffen sie zernichtend Staat, Religion, Sittlichkeit an. Sie sprachen es aus, was man jetzt für die subtilste Erfindung der modernen Welterkenntniß wiederum ausgegeben hat: daß die Gesetze nur willkührliche Beschränkungen der Freiheit wären, um das äußere Leben bequem zu gestalten, wenn sie nicht gar nur um des Vortheils der Mächtigen gegen die Schwächern gegeben wären; daß die Religion nichts als eine Erfindung sei, die thörichte Menge besser in Unterthänigkeit zu halten; daß das wahre Prinzip des Handelns der klug berechnete Vortheil sei; daß alle Wahrheit nur die Meinung des Einzelnen sei, zu leiden und zu benutzen, wie es der Vortheil erheische; daß der wahrhaft gebildete Mann mit gleicher Ueberredungskunst für und wider dieselbe Sache müsse reden können. Was fehlt noch, um die Uebereinstimmung der modernen Literatur mit der sophistischen zu zeigen, was fehlt noch, um die bange Ahnung zu rechtfertigen, unsere Welt werde solcher Aufklärungsbildung erliegen, wie ihr die alte Welt erlegen ist?

Ein Etwas, meine Freundin, welches stark genug ist, die Welt zu retten, auf welchem alles Heil der Gegenwart beruht! Was ist dieses Etwas? Eine Religion, eine Wissenschaft, eine Poesie, wie sie das

Alterthum nicht kannte, wie sie aus dem Verderben dieses Alterthums selbst erst erwachsen ist.

Die ewige Wahrheit, welche in Christenthum, Wissenschaft und Poesie sich offenbaret hat, ist die unumstößliche Gewißheit des Menschengeschlechts und eben weil sie dieses ist, ist sie auch über den Kampf der Meinungen, über alles Hin = und Hergerede erhaben. Das Alterthum war nicht im Besitz dieser Gewißheit und als ihm daher die Sophisten die Täuschung vom Auge zogen, der es sein Dasein verdankte, brach es vernichtet in sich selbst zusammen. Das Mittelalter hatte in der Religion ein göttliches Gnadengeschenk, welches die Welt im tiefsten Sinne gerettet hatte, aber es rang sich ab, dieses Gnadengeschenk zu seinem eigenen freien Besitzthum zu machen und so glühte in ihm ein erhabener Kampf zwischen der Seligkeit der Gewißheit, welche jenes Besitzthum gab, mit der noch mangelhaften Entwicklung des Bewußtseins. Es hat gerungen und gesiegt, der feindliche Gegensatz zwischen Religion und Philosophie ist zum schönsten Einklang geworden; die Religion hat keine Concessionen gemacht, sie hat sich bewährt als Wort der Erlösung von Gott zum Menschen geredet und die Philosophie hat sich aus der Knechtchaft unter den Glauben losgerungen, ist zur Selb-

ständigkeit, zur Freiheit gekommen, und die Menschheit hat endlich in ihren edelsten Geistern erkannt, was sie seit Christus gefühlt und geglaubt hat: daß es Geist vom Geiste sei. Auf diesem Grunde ist unsere Gegenwart erwachsen und was ist nun jene Gleichgültigkeit, die zu so bangen Befürchtungen Veranlassung gab? Ein schönes Zeichen, daß eben die Wahrheit zur Gewißheit gediehen ist, wenn man sie nämlich begreift als das, was sie ist, nicht als das, was sie scheint. Warum soll man streiten und sich ereifern um die Gewißheit. Um die endlichen Tagesinteressen dreht sich das Gespräch der guten Gesellschaft, nicht um die ewigen Interessen des Geistes, auf jenem Gebiete läßt sich für und wider reden, man läßt jeden bei seiner Meinung und handelt nach seiner Klugheit. Warum soll ich mit dem Juden über das Christenthum streiten, ich rede mit ihm über Actien, er ist ein verständiger Mann, so gut wie ich, was geht mich sein Glaube an; hat er ein Bedürfniß an ewiger Wahrheit, so wird er sie suchen und er wird sie finden, denn ihre Quellen liegen zu Tage und jeder Dürstende kann reichlich schöpfen.

Der Mangel unserer Zeit ist nicht, daß sie über die endlichen Interessen streitet und die ewigen ruhen läßt, sondern der, daß sie noch im Werden, nicht in

der Vollendung ist, daß jene Ruhe der Gewißheit nur erst denen im Bewußtsein ist, welche die höchsten Höhenpunkte der geistigen Entwickelung erreicht haben, und in dem Volke nur noch als ein dunkles Gefühl der Befriedigung vorhanden ist. Das Ziel der Menschheit ist gefunden, aber der Einzelne muß sein Ziel auf demselben Wege sich noch erringen, den die Menschheit zurückgelegt hat. So muß denn noch jetzt die Bildung des Einzelnen den Durchgangspunkt überwinden, den die Menschheit zur Zeit der Sophisten erlebte. Die Verstandesbildung muß sich so in sich selbst vernichten, wie Griechenland sich vernichtete, um zur Wahrheit zu gelangen. Tadelte ich daher die jungen Literaten, daß sie mit einer nichtswürdigen Gleichgültigkeit die erhabensten Interessen des Geistes vernichteten, so war in diesem Tadel nur ausgesprochen, daß in so fern sie dieses thun, sie selbst persönlich nicht zur Gegenwart sich erhoben hätten, und wenn dieses vernichtende Treiben Beifall und Anklang bei Vielen in der Gegenwart findet, so ist dieses ein Zeichen, daß Viele im Uebergang zu dem erhabenen Dasein des Geistes begriffen sind.

Sie werden mich jetzt verstehen, meine Freundin, wenn ich den paradox klingenden Satz aufstelle, daß das Umsichgreifen der Gleichgültigkeit gegen ewige

Interessen nur ein erfreuliches Zeichen der Zeit sei, indem in ihm sich offenbaret, daß immer Mehre, bald Alle, — wohin es kommen muß, — im Begriff sind, sich in sich selbst zu vernichten, um in dieser Vernichtung die höhere Wirklichkeit wieder zu finden, welche das heilige Besitzthum des Menschengeschlechts in Christenthum, Wissenschaft und Poesie bereits ist. Was jetzt Gleichgültigkeit ist, wird bei diesen Allen dann werden eine Zuversicht und selige Gewißheit der ewigen Wahrheit und mit dieser Gewißheit wird der Mensch heiter und frei in seinem zeitlichen Dasein sich behaben, endliche Interessen mit der Gleichgültigkeit behandelnd, die sie verdienen, aber in Freundschaft, Liebe, Ehe, Staat, Kirche, ein dem Geiste angemessenes Dasein sich selbst erschaffen und selig genießen. Auf solchem Standpunkt hat der Streit zwischen Geist und Natur ein Ende, denn jener besitzt in dieser sich selbst, den Schein ihrer Endlichkeit zur ewigen Gewißheit seiner selbst verklärend.

Zwei und dreißigster Brief.

F. G. Kühne.

Sie machen mir, mein verehrtes Fräulein, den Vorwurf, warum ich doch selbst bei meiner eben ausgesprochenen Ansicht der Gegenwart es für nöthig halte, gegen eine Gleichgültigkeit zu Felde zu ziehen, die ich ein schönes Zeichen der Zeit nannte. Schon diese meine Briefe sind ein Zeugniß, wie ich es bei alledem für nöthig, ja für Pflicht halte, sich für den Gedanken zu ereifern. In dem vorigen Briefe sprach ich aus, warum ich überzeugt sei, daß nicht eine Vernichtung der Welt das Resultat der modernen Bestrebungen sein könne, daß diese Bestrebungen nur dazu führen könnten, Viele durch einen nothwendigen Durchgangspunkt der geistigen Entwickelung hindurch zu treiben, aber es liegt auch in meiner Ihnen dargethanen Anschauung, daß über diesen Durchgangspunkt hinaus, zu einem Ziel fortgeschritten werden müsse, von welchem ich sagte, daß es als Ziel der Menschheit bereits gefunden sei. Näher zu diesem Ziele hinzuführen', ist eine Aufgabe, welche die Literatur zu erfüllen hat, und zwar eine höhere, als die zu jenem gefährlichen Durchgangspunkte hin zu leiten. In diesem Sinne glaube ich zu wirken, wenn ich die in unserer modernen Literatur sich kund ge=

beiden Bestrebungen würdige. Während ich sie in ihrer Bedeutung für das Interesse des Ganzen anerkenne, muß ich sie in ihrer bewußtlosen Einseitigkeit vernichten, und um dieses zu können, muß ich mit einer schneidenden, unleidlichen, gegen allen guten Ton vielfach verfahrenden Begeisterung für ewige Interessen gegen sie auftreten. Glauben Sie nicht, daß ich so wenig den guten Ton zu beobachten wüßte, da wo er hingehört, in dem gesellschaftlichen Leben, wenn ich es hierin auch nicht so weit gebracht habe, wie mancher meiner Gegner. Herr Doctor Kühne, Redacteur der eleganten Zeitung und einer der Schrifsteller, von welchen ich noch gegen Sie zu sprechen habe, ist gegen mich mit einer Beurtheilung herausgetreten, welche nicht nur diese Briefe, sondern mein ganzes schriftstellerisches Bestreben in den Schmuz tritt. Dieses hat ihn nicht abgehalten, mir seinen freundschaftlichen Besuch abzustatten und mir die Hand zu drücken, und ich, ich habe ihn nicht etwa zur Thür hinausgeworfen, sondern ihn sehr artig behandelt. So haben wir uns als gebildete Menschen benommen; aber als Schriftsteller fühlen wir uns berufen, nicht vom Theater und andern Klätschereien gegen einander zu reden, sondern von dem Gegenstande, der wenigstens für mich ein heiliger ist.

Kühne ist als Redacteur eines Unterhaltungsblattes zu vielseitiger Thätigkeit aufgefordert, ja angehalten. Talent und Bildung weisen ihn darauf hin, als satirischer Schriftsteller aufzutreten. Er könnte in dieser Beziehung Eigenthümliches und Bedeutendes leisten, indem ihm eine bedeutende Gewandtheit im Ausdruck, und schimmernder Witz nicht abzusprechen sind, wozu noch — ein Hauptterforderniß beim Satiriker, eine Vielseitigkeit der Bildung kommt, welche in der modernen Literatur zu den großen Seltenheiten gehört. Sie dürfen, meine Freundin, troß mancher Uebereinstimmung, in der Kühne mit Gutzkow, Wienbarg und den andern Schrifstellern steht, von denen ich bereits mit Ihnen mich unterhalten, Kühne nicht zu einer der einseitigen Richtungen rechnen, welche durch diese Namen charakterisirt sind. Er behauptet eine selbständige Stellung und nur die Art und Weise, wie er dieselbe behauptet, wirft den Schein auf ihn, als vagire er charakterlos zwischen den verschiedensten Richtungen umher, von Aeußerlichkeiten bestimmt, welcher er im Augenblicke das Wort reden sollte. Er behauptet seinen Platz nicht mit der muthigen Begeisterung für die beste Sache, schonungslos seine Ueberzeugung nach allen Seiten verfechtend, kühn dem Feinde unter die Augen tretend, — alles

Dieses würde sich schlecht für den Redacteur einer Zeitung für die elegante Welt passen, und Kühne ist bei weitem der beste Redacteur, den diese Zeitung noch gehabt hat.

In der eleganten Welt müssen, wenn irgendwo die Gesetze des guten Tones herrschen, von welchen ich in meinem letzten Briefe sprach. Erinnern Sie Sich des dort Gesagten und Sie werden einsehen, daß ein kluger Redacteur der eleganten Zeitung nothwendig den Schein der Charakterlosigkeit zur Schau tragen müsse. Wie in der besten Gesellschaft muß Alles, wofür sich gebildete Menschen interessiren mögen, so und auch so besprochen werden, man muß auch Nichtsnutzigkeiten als etwas Wunderbedeutsames und doch ohne Prätension vorzutragen verstehen und darf bestimmt nur dasjenige verneinen, was sich lächerlich gemacht hat, denn dieses ist das Verfallene. Hieran läßt der Mann von gutem Ton seinen ganzen Spott aus, er darf es dreist verachten, ohne befürchten zu müssen, seiner Umgebung lästig zu werden, denn diese ist die gute Gesellschaft, welche Alles duldet, nur nicht das als lächerlich Prostituirte. Zu diesem gehört aber vorzüglich die aufrichtige Begeisterung. Der Begeisterte ist plump, schonungslos, ungebildet, denn das charakteristische Zeichen des gesell=

schaftlich gebildeten Mannes ist, daß er (ich habe Sie schon früher darauf aufmerksam gemacht) mit langweiliger suffisanter Miene über Alles hinwegsieht, wofür sich der gemeine Mensch unnütz echauffirt. Sehen Sie die Physiognomie der Kühne'schen Schriften an, und Sie werden zunächst an der feinen Bildung des Autors nicht zweifeln können. Auch werden Sie Sich so wenig, wie ich selbst, wundern, daß er mit richtigem Takt gefühlt hat, meine Briefe müßten mich vor der guten Gesellschaft prostituiren, und so hatte der Redacteur der eleganten Zeitung ein Recht gegen mich aufzutreten. Nur Eins habe ich an seiner Beurtheilung zu tadeln. Allerdings ist sie mit der nöthigen Suffisance geschrieben, aber Hr. Kühne hat seinen Vortheil insofern aus der Hand gelassen, als er nicht mit Witz und Satire mich maltraitirt hat, was er doch wohl zu thun befähigt gewesen wäre. Statt dessen ist er einigermaßen, aber allerdings nur sehr schwach, hitzig geworden; dieß ist ein Verstoß gegen den guten Ton, denn dieser erlaubt niemals seinem Gegner mit einiger Leidenschaftlichkeit entgegen zu treten. Gilt es, ihn im Zweikampf um das Leben, oder was gleich bedeutend ist, um die Ehre zu bringen, so muß dieß der feine Mann mit lächelndem Munde thun, zierlich, wie wenn er eine Auster ver-

speiste. Sie werden, verehrte Freundin, Hr. Kühne sein Versehen gern vergeben, und wir dürfen hoffen, daß er es gut zu machen wissen wird.

Ich habe Ihnen die Form des Kühne'schen Schriftstellerthums zu schildern gesucht, aber es kommt darauf an, sein Wesen zu erfassen. Es könnte nun den Anschein haben, als fielen, wie dieses häufig bei fein gebildeten Leuten der Fall ist, auch bei Kühne Form und Wesen weit aus einander. Sie werden in dieser Vermuthung noch mehr bestärkt werden, wenn ich Ihnen beispielsweise anführe, daß derselbe Hr. Kühne, welcher in seiner Zeitschrift mein ganzes Schriftstellerthum schlechthin negirt hat, in einer andern Zeitschrift (den Blättern für literarische Unterhaltung) mich höchlichst gelobt hat, wie er mir selbst zu wissen zu thun die Artigkeit hatte. Dennoch würden Sie ihm mit der Annahme eines solchen Zerfallenseins zwischen Wesen und Form Unrecht thun.

Das größte und beste was Kühne geschrieben, ist seine „Quarantaine im Irrenhause." Irrthümlich, vielleicht aus Versehen ist dieses Werk eine Novelle genannt worden. Es enthält Reflexionen, an welche eine, gegen jene Reflexionen sich ganz gleichgültig verhaltende Geschichte angehängt ist. Jene Reflexionen erfüllen zwei Drittheile des Werkes und sind an ihm

das Bedeutendste, oder vielmehr das Bedeutende. Sie sind größtentheils einem Manne in den Mund gelegt, der nicht wahnsinnig ist, aber dafür erklärt worden ist und der sich nun im Irrenhause langweilt, aus langer Weile seine Gedanken hat, die, wie dieses psychologisch sehr richtig bemerkt ist, bei der Abgeschiedenheit von der Außenwelt, welche dem gewöhnlichen Menschen zur richtigen und gesunden Basis des Denkens dient, bei einem Individuum, das an sich keinen selbständigen Geist hat und bei einer Behandlung, wie die, welche man einem wirklich Wahnsinnigen zukommen läßt, eine allerdings nicht weit vom Wahnsinn hingehende Richtung nehmen, in den wunderlichsten Sprüngen sich bewegen, besonders als sich einige Zufälligkeiten ereignen, welche die Phantasie eines Eingekerkerten lebhaft erregen müssen. Der Leser, welcher Lust hat, sich mit dem Eingesperrten zu langweilen, wird dessen Gedankensprüngen, wenn auch mit einiger Anstrengung, zu folgen vermögen, und hat das Buch, wie der Fall zu sein scheint, wenige Leser gefunden, so ist der Grund hiervon nur im Mangel jener Lust bei den Lesern, wie sie einmal heut zu Tage größtentheils sind, zu suchen.

Irre ich nicht, so ist es Kühne's Absicht, in der Quarantaine alle einseitigen Richtungen, welche der

Zeitgeist nach den verschiedensten Seiten hin genommen, als eben so viele gleichsam wie fixe Ideen festgehaltene Gestalten eines großen Wahnsinns darzustellen. Es ist dieses die einzig richtige Ansicht, welche man vom Standpunkt der Satire über die jedesmalige Gegenwart hegen kann, und der Autor giebt sich eben durch diese Ansicht eine von den Verirrungen, d. h. Einseitigkeiten der Gegenwart durchaus freie, selbständige Stellung. Derjenige Standpunkt, welchen ich festzuhalten gesucht habe, steht dem Standpunkte des Satirikers entgegen, wie ein Pol dem andern; im Grunde gehören beide derselben Einen Axe als Endpunkte an, um welche sich die Welt dreht. Während ich nämlich die einseitigen Richtungen von dem, was sie zu einseitigen macht, zu entkleiden suche, stelle ich sie endlich als Aeußerungen desselben Einen und in sich selbst einigen Weltwillens dar, wogegen der Satiriker, an dem, was die verschiedenen Richtungen trennt, an den Einseitigkeiten derselben festhält, und sich ihm also Alles in Widerspruch auflöst, während mir sich Alles zur Einheit gestaltet. Will der Satiriker aber nicht vergeblich und mit selbstersonnenen Schatten kämpfen, so muß er, so gut wie dieses auf meinem, dem speculativen Standpunkte nöthig ist, eine positive Erkenntniß über den Weltgeist,

wie sich derselbe in allen seinen Gliedern regt, besitzen und diese Erkenntniß wird durch sein Verfahren gegen die verkehrte Art, wie das Bewußtsein vom Weltwillen in den einzelnen Richtungen herrscht selbst auf eine negative Weise ausgedrückt.

Sie werden mir, mein Fräulein, zugeben, daß wenn ich, was Kühne will, recht begriffen habe, dieser Schriftsteller eine höchst beachtenswerthe und ehrenwerthe Stellung sich gegeben hat. Sie können die Frage aufwerfen, wie er seinen Zweck zu erreichen gewußt habe. Ein Recensent der Quarantaine könnte geltend machen: daß die satirische Controverse gegen die Verkehrtheiten der Gegenwart formell verfehlt sei, indem sie nicht, wie dieses eines Dichters würdig wäre, durch Situationen, Handlungen, Ereignisse, welche als nothwendige Folgen jener Verkehrtheiten dargestellt wären, sondern durch langweiliges Raisonnement geführt sei; daß die Satire haltunglos und wirkunglos sei, weil ihr keine bestimmte, am wenigsten eine richtige Erkenntniß zu Grunde liege u. dgl. m. Aber hierauf erwidere ich zur Vertheidigung Kühne's, daß einmal ein Unternehmen, wie das, welches als Absicht Kühne's ausgesprochen worden, die Aufgabe eines ganzen Schriftstellerlebens, nicht eines einzelnen Werkes sei und

was noch bedeutender, daß jedenfalls jene Aufgabe sich zu stellen, abgesehn wie sie gelöst sei, einen Geist verrathe, der sich durch keine einseitige Richtung der Gegenwart leiten lassen will.

Drei und dreißigster Brief.

Poesie. Lenau.

Im Begriff abzuschließen über die verschiedenen disharmonischen Richtungen, in welche die moderne Literatur aus einander gefahren, und welche ich von einem Centrum aus betrachtet, fühle ich mich aufgefordert, von diesem Standpunkte noch Einiges über eine Richtung zu sagen, welche das grade Widerspiel gegen die von Heine und den nach diesem besprochenen jungen Literaten zu sein scheint und die eben aus diesem Grunde von Vielen mit Liebe aufgenommen worden ist, welche sich von der Fleischlichkeitstheorie jener mit Abscheu abgewendet haben, und welche namentlich bei Damen Beifall gefunden haben mag, weil viele der ihr sich anschließenden Dichter eine schöne und seltene Tiefe des Gemüthes verrathen. Ich habe hier in der That von Dichtern zu reden, welcher Name von den bisher erwähnten Schriftstellern mit Ausnahme Heine's im strengern Sinne auch nicht Einem gebührt.

Sie werden Sich, meine verehrte Freundin, erinnern, daß ich im neunten dieser Briefe bei Gelegenheit einer Erörterung über Poesie Uhland und die sogenannte schwäbische Schule, so wie Lenau als Erscheinungen bezeichnete, welche durch das Hervordrängen einer wahrhaft künstlerischen Poesie hervorgerufen wären. Sie gehören dieser Poesie selbst nicht an, aber einzelne Momente derselben haben in ihnen einseitige Ausbildung erfahren. Diese Dichter setzen, wie ich mich ausdrückte, ihre eigene verdorbene Natur an die Stelle wahrer Natur. Die Verdorbenheit der individuellen Natur, von welcher hier die Rede, ist, wie ich schon damals hinzusetzte, nicht die moralische, und daher auch nicht die an sich zufällige und verächtliche, sondern eine Verdorbenheit, deren Möglichkeit in der Menschennatur tief begründet ist, die einseitige Ausbildung einer Anlage, welche durch Auflösung der schönen Harmonie, in der beim gesunden Menschen alle Anlagen seines Geistes stehen, zur Krankhaftigkeit geworden ist. Eben so nenne ich auch den Mathematiker eine krankhafte Erscheinung, welcher über seinen todten Formen- und Zahlenwelt das Gefühl und den Verstand für das ihn umgebende lebendige Dasein verloren hat.

Das tiefe Geheimniß der Vereinigung sterblicher

und unsterblicher Natur im Menschen ist die dunkle Nacht, aus welcher ihm die Sonne überirdischen Glückes aufgeht und in welche dieselbe Sonne, die Lust seines Daseins, immer aufs Neue niedersinkt: — wenn er sie nicht festzuhalten weiß. In der Brust des Menschen ist die Ahnung, das Gefühl der Unsterblichkeit ausgegossen und mit dieser Ahnung, mit diesem Gefühle ergreift er Alles, was sein Herz bewegt, auch in ihm ahnt er die Unsterblichkeit, und das Unsterbliche will er als sein Eigenthum festhalten. Aber er selbst ist morgen ein Anderer, als er heute war, endlich sinkt er ins Grab; die Brust, welche die Ahnung der Unsterblichkeit trug, vermodert. Noch ehe er aber dahinsinkt, erfährt er das Schicksal, das ihn selbst erwartet, an Allem, was er liebt, was er als Unsterbliches festhalten will: es ist dem Tode zum Raube. Dieß ist der tiefe Schmerz des Lebens. Hoffnung und Täuschung in untrennbarer Verschlingung machen den ganzen Inhalt des Lebens jedes einzelnen Menschen aus. Die Qual ist die Quelle des sterblichen Lebens.

Die Poesie ist die Sprache des Menschen, welcher sich als der Unsterbliche fühlt. Die Erfahrung der Täuschung ist es, welche dieses Gefühl bei den meisten Menschen in das tiefste aller Außenwelt ver-

schlossene Heiligthum der Brust oft für das eigene Auge verschwindend zurückdrängt. Darum wird die Mehrzahl der Menschen stumm für die Sprache dieses Gefühls. Einige verlieren selbst das Gehör für dieselbe. Im Dichter aber erhält sich das Gefühl unsterblicher Natur lebendig und er ist es, welcher die Sprache desselben redet. Der junge Mensch, dessen Vergangenheit die Bewußtlosigkeit, dessen Gegenwart die Hoffnung, dessen Zukunft der Wahn der Erfüllung ist, der, wie er selbst noch im Aufblühen begriffen ist, so auch alles Glück des Lebens ihm entgegenblühen sieht, ist am empfänglichsten für Poesie, fühlt sich selbst getrieben, in der Sprache der Unsterblichkeit laut zu werden. Darum dichtet der Jüngling, darum kennt ein jugendliches Volk keine andere Literatur, als Poesie, und diese nicht in Büchern, sondern auf den Lippen und in dem Herzen. Wahr und schön singt Lenau:

Der Jüngling weilt in einem Blüthengarten
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenroth;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar,
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Kosen
Ein bunt Gevögel singend wunderbar.

Doch weh! nun naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit und fort auf ewig flieh'n
Die Vögel, und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter zieh'n.

Die Vereinigung des Sterblichen und Unsterblichen ist dieselbe, wie die von Natur und Geist, über welche ich Ihnen schon so viel geschrieben. Sobald der Zwiespalt zwischen beiden unversöhnt im Bewußtsein steht, muß der Schmerz der Täuschung und des Todes die Poesie durchdringen. Der Glaube ist die gewisse Zuversicht der Möglichkeit der Versöhnung, und gestaltet sich für den endlichen Menschen zum festen Vertrauen auf ein Jenseits, welches das Räthsel jener Vereinigung im Siege der Unsterblichkeit lösen wird. So löst sich das Gefühl der Unsterblichkeit auf in die Sehnsucht nach dem Reiche der Ewigkeit aus diesem Thale des Todes; bei dem Schmerze des Lebens kehrt sich das Auge nach Oben und findet Trost und Beruhigung im Hinblick nach dem Lande der Hoffnung, wo kein Tod mehr sein wird. Ist aber der Glaube geschwunden, ohne noch durch die Gewißheit des Wissens ersetzt zu sein, ist an seine Stelle nur die Leerheit und das schmerzliche Gefühl derselben getreten, so weicht jene trostvolle Zuversicht einem dumpfen herzzerreißenden Hohne,

dem Aufschreien des Schmerzes folgt die Resignation, ein Hingeben als Opfer an die ewige Qual:

Mir gilt es gleich
Ob Leben — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenseits auch ein mildes Licht
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt
Mit seinem Zorne niederschlägt. —
Wird drüben neu mein Leben sprossen,
Werd' ich gelassen ohne Zagen
Auch meine Ewigkeit ertragen.

Ich meine der Titan, welcher im mannhaften Zorne, ob auch vergeblich, gegen die ihm feindlichen Götter kämpft, bezeugt sich gottentsprossener, als der armselige Mensch, der in so sanften Accorden ein ungeheures Weh dahinschmelzen läßt. Dieses Weh zieht sich durch alle Gedichte Lenau's hin. Selbst wo einmal die Freude, der Lenz an sein Herz schlägt, daß es fröhlicher emporjubelt, bebt doch der leise Schmerz der Todeswunde dieses Herzens hindurch. Das Weh der schönen Seele in der toderfüllten Wirklichkeit ist es, was Lenau ausweint in seinen Liedern. Der Dichter ist ein schöner, zarter, aber ach! schwindsüchtiger Jüngling; jedes Wort reißt sich mit Schmerz aus seiner Brust, sein ganzes Leben

ist ein Dahinsterben, und dennoch liebt er dieses Leben; sein Auge ist überirdisch klar und strahlend, gehoben durch die schwarze Nacht des Todes, die hinter ihm lagert.

Gewiß Lenau ist ein Dichter, aber nicht durch jene Krankhaftigkeit; diese ist an ihm vielmehr das gänzlich Unpoetische. Kerner hat die erbärmliche Ansicht ausgesprochen:

Einer Glocke zu vergleichen
Ist des Sängers armes Herz,
Solls in Harmonie ertönen
Muß es leiden Schlag und Schmerz!

Oder wäre wirklich jedes Gedicht nur eine Perle, welche der Tod, der das Leben frißt, als schöne Schlacke zurück läßt? Sind Gedichte nur zu strahlenden Demanten krystallisirte Thränen? Oder soll nicht vielmehr jede Schöpfung der Kunst ein Product der freien Thätigkeit des Geistes sein, in dem er sich selbst wiedererkennt, in dem er in seliger Gewißheit bei sich selber verharrt? Mit kalter Besonnenheit steht der Bildhauer vor seinem Kunstwerk; mit Winkelmaß und Zirkel, mit ruhigem, scharfem Verstand ordnet er Glied an Glied, Muskel an Muskel; so besonnen, wie der Anatom den leblosen

Leichnam zerlegt, setzt der Bildner einen lebendigen Körper zusammen. Diese Besonnenheit ist in allen Künsten nöthig; wollen wir sie allein in der Poesie für überflüssig halten, oder ist nicht vielmehr sie es, welche den Dichter zum Künstler macht? Sie bleibt nicht am Aeußerlichen hängen, sie durchdringt das Kunstwerk durch und durch. Schauen wir, studiren wir noch so lange die Gruppe der Niobe; wir werden sagen können, welche Gefühle der Künstler darstellen wollte, also welche er als Gedanken besaß, aber niemals, was er selbst empfand, als er das Kunstwerk schuf. Soll es allein beim Dichter anders sein? Dann wäre die Poesie nicht Kunst, und Dichter wie Goethe haben bewiesen, daß sie eine Kunst ist!

Der Künstler schafft nicht, was er nur empfindet, er schafft, was er will. Aus der dunklen geheimnißvollen Nacht der Empfindung muß die Idee an das klare Sonnenlicht des Gedankens getreten sein; erst dann ist sie ein Gegenstand der Kunst geworden. Der Dichter, welcher in Wahrheit ein Künstler ist, muß alle Leidenschaften durchgemacht haben, aber auch in Wahrheit durchgemacht und nun darüberstehen; er braucht sie, wie der Maler den Farbenkasten. Ist er selbst noch befangen in der Leidenschaft,

ist der Schmerz, die Lust, welche er darzustellen hat, noch sein eigenstes Eigenthum, so gleicht er dem Maler, der Alles in einer Farbe malt; das können zwar Umrisse werden, aber kein ursprünglich frisches Leben. Der wahre Poet hat keine Leidenschaft, kennt aber alle Leidenschaften und weiß die Sprache einer jeden zu reden. Darum lügt er nicht, so wenig wie ein Deutscher lügt, wenn er französisch spricht; es ist seine Rede überall höchste Wahrheit. Es giebt eine stumme Sprache der Herzen, die jeder kennt, den irgend einmal eine Leidenschaft ergriffen hat, sie kennt der Dichter und übersetzt sie, und er soll sie, um wahrer Künstler zu sein, kennen, wie sie in jedes Menschen Herzen unter allen Verhältnissen des Lebens laut wird, nicht blos das eigene Herz darf er kennen mit seinen ihm eben eigenthümlichen Empfindungen.

Sie werden mir, meine Freundin, was ich hier gesagt habe, vielleicht in Bezug auf epische Dichtung zugeben, aber in der lyrischen nur den Ausdruck individueller Empfindung des Dichters anerkennen wollen. In Bezug auf die Form ist ein derartiger Unterschied zwischen epischer und lyrischer Poesie allerdings vorhanden, aber nicht in Bezug auf den Inhalt. Der lyrische Dichter soll die Empfindung aussprechen als seine Empfindung, damit sie der Leser auch als

seine Empfindung in sich aufnehme, während der epische Dichter die Empfindung seines Helden unter den angegebenen Bedingungen schildert; einer wie der andere muß aber die auszusprechende Empfindung klar als Gedanken aufgefaßt haben; sie ist die Seele, welche er verkörpern soll. Dieser Durchgang vermittelt die bei aller subjectiven Form dennoch vorhandene Objectivität der Empfindung des Gedichtes, so daß es alle Menschenherzen bewegt, in die es tönt.

Der wahre Poet schaut dann auch die Welt nicht als ein Thränenthal selbst mit weinenden Augen an; die Endlichkeit, der Tod ist ihm nicht ein überwältigendes Weh, nicht die Qual die Quelle des Lebens, sondern wie in seinen Kunstgebilden schaut er auch in der Welt den seligen Geist, welcher sich die vollendetste Gestaltung, Wirklichkeit giebt. Das Einzelne, welches freilich zu Grunde geht, ist ein Gleichgültiges, nicht werth der Thränen, denn es hat allein Bedeutung, so lange ihm der Geist einwohnt; dieser aber hört nicht auf, ob auch das Einzelne vergeht, wie er es verläßt, wieder und wieder im Einzelnen mit unzerstörbarer Lebenskraft sich Dasein zu geben. Der Poet nimmt Theil an der gottseligen Lust des Schaffens; daß er selbst als ein Sterblicher zu Grabe

geht, dieß ist für ihn nicht im Bewußtsein, sofern er eben ein Poet ist.

„Er bebet vor dem Tode nicht, weil er ein Freund der Götter!“

Sein Gesang ist ein Lied des Lebens, kein Grabeslied. So tönt denn das Lied des Poeten auch an Alles, was unsterblich ist, es gehört nicht eine besondere Verstimmung des Gemüthes dazu, es durchzuempfinden; aber wohl gehört ein rein gestimmter Busen, unverstimmt durch die Zufälligkeiten des Lebens dazu, ein Kunstwerk recht zu verstehen, es schön zu finden und zu genießen. Aber dieser Genuß ist dann auch die lauterste Seligkeit, Erhebung über das Reich des Todes, innerste Befriedigung, Andacht, einzig würdiger Gottesdienst. Der krankhaft erregte Dichter ergreift Einzelne tiefer; dem Ganzen, der Menschheit, dem Geiste gilt er nichts; mit dem Einzelnen, aus dessen Brust es tönte und denen die mit ihm sympathisirten, geht dieß Lied zu Grunde. Die Lieder eines wahren Poeten leben, getragen vom Geiste auf den Lippen der Völker die ewige Jugend. Solches Bewußtsein soll uns aber nicht abhalten, meine Freundin, zu gestehen, daß des kranken Dichters Lieder uns tief zu rühren vermögen. Aber es wird eine Zeit kommen, wo nie-

mand diese Rührung mehr verstehen wird. Wer bekennt nicht, daß die Töne der Orgel, welche die Hand eines Meisters hervorruft, den Vorzug der Kunst und wahren Schönheit vor den tief einschneidenden und ergreifenden Tönen der Aeolsharfe haben? Aber wollen wir darum läugnen, daß die Töne der Aeolsharfe tiefer das Herz ergreifen? Lenau ist solch eine Aeolsharfe mit geheimnißvollen Jubel- und Klagetönen; der Sturm des Todes braust durch ihre Saiten. Alle Disharmonie löst sich in Harmonie auf; dieß ist der Triumph der Ewigkeit in der Sterblichkeit, und so erregt auch diese Poesie der Disharmonie im Herzen des Lesers verbebend das Gefühl der Unsterblichkeit, welches in aller Poesie laut werden muß.

Vier und dreißigster Brief.

A. Grün. Kerner. Maier. Hoffmann. Uhland. Chamisso. Rückert.

Noch höher stehend durch einen erhabenen Schwung der Begeisterung, daher noch mächtiger das Gemüth erschütternd in einer Zeit vielfacher Beängstigung, aber eben so krankhaft, wie die Lenau'schen Gedichte, und in Rücksicht auf ihre Gegenstände einseitiger sind die Gedichte des Wiener Poeten, Anastasius

Grün. Sie werden, meine Freundin, obschon politischem Treiben fern und gewiß einer ganz andern Weltanschauung angehörend, diese Gedichte nicht ohne ein tiefes Ergriffensein gelesen haben, denn wir Alle, Menschen der Gegenwart, kennen die Schmerzen der Gegenwart, wenn wir auch in ihnen ein erfreuliches Zeichen der Genesung erblicken. Wir verstehen den Mund, der dieses Weh ausschreit, und müssen das Herz lieben, das für diese Gegenwart blutet, obgleich es besser wäre, es überwände dieselbe.

Mehr noch einer Zeit des Muthes und der Erhebung als Lenau und Grün gehört Uhland an; daher ist auch seine Poesie, obschon nach demselben elegischen Grundton gestimmt, kräftiger, mannhafter. Uhland's echt deutsches Gemüth, die Fülle, das Treffende und die Lieblichkeit seiner Bilder, endlich die Meisterschaft, welche er über die Sprache ausübt, Alles dieses erklärt die verdiente ungemeine Theilnahme, welche derselbe bei seiner Nation gefunden hat. Nur ein Dichter, wie Goethe, war, inwiefern dasselbe Uhland trifft, zu dem Urtheil berechtigt:

„Aus der Region, in welcher Uhland waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. Wundersam ist es, wie sich diese Herrlein einen gewissen sittlich-re-

ligiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß."

Alle Mängel dieser Richtung treten aber auf das Schreiendste heraus bei denen, welche sich durch forcirte Aneignung derselben dem großen Namen Uhland's anzuschließen gesucht haben. Ich will hier nur von Justinus Kerner sprechen, von dem ich Ihnen schon die erbaulichen Verse anführte, welche seine Poesie charakterisiren. Ich weiß sehr wohl, daß man das Liebäugeln mit dem Tode, das Herumwinseln um das Grab, das Seufzen und Jammern über die Last des Lebens, ein in lauter Thränen zerfließendes Herz, an dem auch nicht eine compacte gesunde Faser ist, daß man dieses Alles neuerer Zeit für etwas gar Schönes, Zartes befunden und gepflegt hat; ich kann aber in dieser Anerkennung eben nichts weiter erblicken, als einen neuen Beweis, daß die Uebergangsepoche in der noch die Mehrzahl der Mitlebenden begriffen ist, wie an der Cholera, so an der Pest der Unsittlichkeit leidet. Denn eine kräftige Sitte macht das Gefühl des Einzelnen stark, groß, ermannt zur That, und ist am meisten Feind der krankhaften Sentimentalität. Das aus dem Ue-

bergreifen sinnlicher Natur entspringende Laster ist wahrlich noch ein erfreulicheres Zeichen der Zeit, als eine solche Erschlaffung und Ermattung, welcher der Muth der Tugend so sehr, wie die Frechheit des Lasters abgeht. Dieß Spielen mit Gefühlen, diese Ueberschwänglichkeit an Thränen ist die tiefste Lüge, die Lüge gegen sich selbst und Andere. Wem der Geist durch Unglück wahrhaft also bis zum Tode daniedergedrückt ist, wie dieses in den Kerner'schen Gedichten vorgestellt wird, dem fällt das Dichten nicht ein, und am wenigsten wird er mit seinem Jammer öffentlich heraustreten, sondern er stielt sich so unbemerkt als möglich aus der Gesellschaft der Menschen und aus dem Leben.

Es ist nicht zu leugnen, daß Justinus Kerner ein großes Talent zum Versmachen besitzt und vielen Beifall gefunden hat. Das erste ist nicht allein die Ursache des letztern, sondern diese ist das vielfache Unglück der Gegenwart, welche Erscheinungen wie die von Justinus Kerner begünstigt. Um die Jämmerlichkeit der Richtung, von der ich rede, in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen, muß man die übrigen Werke Kerner's und verschiedener seiner Consorten mit seinen Poesieen zusammenstellen Welche Schöpfung der Lüge, zum Glücke in sich selbst

so nichtig und abgeschmackt widerlich, wie es ihr Ursprung mit sich bringt! Diese Lüge ist übrigens nicht im Bewußtsein Kerner's; das Krankhafte an ihm ist, daß er sich selbst diese Lüge ist. So muß man ihn am Ende mehr bedauern, als verdammen. Allerdings wie jeden Unglücklichen; aber wir müssen auch den Pestkranken von den Versammlungsplätzen der Menschen vertreiben, damit er die Pest, die ihn ergriffen, nicht auf Andere übertrage. Durch das Schönthun mit allerlei Jämmerlichkeit, durch die schale Gleichgültigkeit, die man Billigkeit, Humanität u. s. w. genannt hat, ist zu lange allem Unkraut üppig zu wuchern Zeit und Raum gelassen worden. So hoch ist es emporgeschossen, daß der Geist der Lüge uns die ganze schmälige Tollhausmütze von Gespenstern, Hexen und Zauberern und wie all der Unsinn weiter heißt, wieder über Augen und Ohren zu ziehen sucht. Und derselbe Herr Justinus Kerner, der in seinen Gedichten aus seinem zerknitterten und verwaschenen Herzen Lieder, wie aus einem vollgeweinten Schnupftuche Thränenwasser, auswindet, ist es, welcher mit Gespenstern und Teufeln auf bestem Fuße lebt und sie gar zu gern wieder zu Ehren auf Erden bringen möchte.

Andere aus dieser Schule haben sichs zum Ge=

schäft gemacht, die ewig heitere Natur in ihre Winselei und Pinselei herab zu ziehen, wie Karl Maier. Da heißt es:

„Weiße Tauben,
Grüne Wiesen,
Rosenlauben,
Bachesfließen,
Sommerbild
Strahlt so mild!
Nachtet wo ein mattes Herz,
Oeffne es sich himmelwärts,
Und dieß Bild als dunkle Kammer
Spiegl' es ein in seinen Jammer!"

Das ist ein Gedicht! und als würdiger Kumpan stellt sich Herr Hoffmann von Fallersleben dazu, und schnalzt Seufzer und wünscht sich ein Thautropfen zu sein, damit ihn die Sonne auffsauge! Schämt sich seine unsterbliche Seele nicht solcher erbärmlichen Impotenz?!

Zwar es klappt und ist gereimet,
Doch gar vieles ist geleimet,
Wenig gutem Land entkeimet.
Uhland äffend Wortgestümper,
Rückert ähnelnd Reimgeklimper,
Viel geflistert, viel gewispert
Viel an Worten rumgeknispert:

Doch nicht Uhlands Kraftgedanken,
Die aus zarten Worten quellen,
Doch nicht Rückerts volle Ranken,
Die von süßem Weine schwellen.

Ich habe dieser Richtung in der deutschen Poesie trotz ihres ephemeren Daseins Erwähnung gethan, weil sie insofern zur echt künstlerischen Poesie einen Uebergang bildet, als es doch die Natur ist, welche anerkannt ist, aber freilich nicht die Natur in ihrem objectiven, dem Geist angemessenen Dasein, sondern die der wahren Natur untergeschobene krankhafte Natur des Dichters. Bei Uhland, mehr noch bei Chamisso und am bedeutendsten bei Rückert tritt dagegen die Poesie schon bewußter in ihrer künstlerischen Würde auf, obschon die individuelle Stimmung des Dichters auch bei diesen verehrten Sängern noch nicht ohne Einfluß ist, wovon besonders bei den beiden letztgenannten die Folge ist, daß ihre Poesien häufig das Gepräge eines innern Zwiespaltes zwischen Form und Inhalt tragen, welcher beim vollendeten Kunstwerke nicht vorhanden sein darf. Die Form wird dem Inhalte angethan, sie ist nicht mit ihm als er selbst in seiner eigensten Erscheinung verwachsen. Gilt dieses insonderheit von Rückert, so wird dagegen bei Chamisso nicht selten fühl-

bar, daß der Inhalt um der formellen Wirksamkeit des Gedichtes willen gesucht sei. Mußte ich diese Bemerkungen, meine verehrte Freundin, Ihnen mittheilen, um meine Anschauung allseitig vor Ihnen auszubreiten, so möchte ich doch nicht, daß Sie Sich durch dieselben in dem Wohlgefallen stören ließen, das Sie an den trefflichen Leistungen dieser Dichter, vor denen ich ehrfurchtsvoll mein Haupt beuge, nehmen werden.

Fünf und dreißigster Brief.

Bücher und Menschen. — Rahel und Bettina.

Bis jetzt, meine Freundin, habe ich nur von Büchern zu Ihnen geredet, und bei Gelegenheit dieser Bücher von mancherlei, mehr oder weniger abstracten Gegenständen; vielleicht bin ich Ihnen zuweilen abstrus vorgekommen, vielleicht sogar langweilig. Vergeben Sie mir um des Schlusses dieser Briefe willen, wenn es mir nur einigermaßen gelingt, diese Vergebung zu verdienen. Ich komme auf Menschen, ganze völlige Menschen, ja sogar auf Frauen zu sprechen, welches im gegenwärtigen Falle noch mehr sagen will. Hier hört alles Recensiren auf, ich kann nur hassen und verachten, oder lieben und verehren. Bei diesen Frauen will ich von der Liebe sprechen, von einem Gegen-

stande, der, wie er nur gefaßt wird, aufhört, gegenständlich zu sein, indem er sich ganz und völlig des Menschen bemächtigt, der ihn berührt. Ich habe mich während der ganzen Zeit, wo ich diese Briefe schrieb, nach diesem Schlusse gesehnt: von Frauen, von Liebe zu sprechen, zu Ihnen, meine theure Freundin! Kaum bin ich angelangt, soll anheben, und fühle mich gehemmt; nicht vor Mangel an Stoff, nein vor Fülle desselben: ich fühle mich überwältigt. Wo, wie soll ich beginnen? Ich muß versuchen, einzelne Punkte durchzunehmen, auf die Gefahr hin, philiströs zu erscheinen; ohne dieß, fühl ich, gehe ich mir selbst durch.

Zunächst vom Unterschied zwischen Büchern und Menschen. Bücher sind gemacht, Menschen geworden. Bücher gleichen goldenen, marmornen, hölzernen Statuen, bald von Meisterhand, bald von der Hand des Stümpers gebildet, Menschen den grünen Bäumen des Waldes. An einer guten Statue ist alles bedeutungvoll, der Künstler hat gewußt: was er mit jeder Stellung des Leibes, jedem Zuge des Gesichtes, jeder Falte des Gewandes sagen wollte, und wer das Kunstwerk nur emsig studirt, bekommts heraus, ja er fühlt es, noch eh ers auszusprechen vermag, beim ersten Hinblick. Wer aber mag sagen,

warum der Baum grade so und nicht anders gewachsen ist, warum er diese Gruppen bildet, dort ein Ast mehr, hier einer weniger ist, warum die Nachtigall in seinen Zweigen am liebsten singt, warum ein Wurm sein Mark zerfrißt. Noch tausendmal schwieriger ist der Mensch in seinem geistigen Dasein zu enträthseln. Es ist die uralte Forderung der Philosophie: Mensch erkenne dich selbst! Jahrtausende haben die edelsten Geister nach dieser Erkenntniß gerungen und kein Ende der Erkenntniß gefunden. Nicht weil sie unglücklich in ihren Versuchen gewesen, — es ist noch keine echte Philosophie jemals verloren gewesen, — sondern weil der Mensch in immer neuen Gestalten vor ihm selber erscheint, die Lösung des Räthsels immer wieder ein Räthsel ist. Noch vor einem Jahrzehent war eine Maxime Mode, sich selbst recht gründlich auf die Spur zu kommen, scheinbar die beste, in der That die schlechteste von der Welt. Man schrieb Tagebücher voller Selbstgeständnisse; kein Gedanke, kein leises Gefühl sollte entgehen, Alles aufgezeichnet werden. Wenn man ein Gefühl los sein will, so muß man es aufschreiben, oder vielmehr, wenn man es aufschreibt, indem ist man es los. Denn vom Herzen bis aufs Papier ist noch ein weiterer Weg, als durch Arm, Feder,

Dinte. Was im Herzen war, muß erst in den Kopf, hier in Gedanken, dann in Worte verwandelt werden, und nun erst kann es ans Schreiben gehen. Hieran scheitern alle Tagebücher. Der Kopf ist erbärmlich arm gegen das unerschöpflich reiche Herz. Und doch sind beide nicht verschieden, sondern Ein und derselbe Mensch. Das Herz nämlich ist der ganze völlige Mensch, dieser Punkt mitten in der Schöpfung, in den alle Radien des Daseins zusammen strömen als in ihren Brennpunkt; der Kopf ist dieser selbe Punkt, aber als die Sonne, von der alle Radien ausströmen in das Weltall. Daher kann man keinen in das Herz strömenden Lichtstrahl verfolgen, er ist in seinem Ende, er ist hier zugleich kein vereinzelter mehr, er ist nur zusammen mit der Unendlichkeit der andern. Dagegen den aus dem Kopfe ausfahrenden Strahl kann man verfolgen auf seiner Bahn, er ist ein einzelner für sich und je weiter wir ihn verfolgen, desto einsamer wird es um ihn. Im Herzen begräbt sich die Fülle des Lichtes, aus dem Kopfe strömen aus Strahlen nach allen Richtungen; wo sie hintreffen, wird es Licht, aber die Strahlen vereinsamen, vereinzeln sich. Das Gefühl ist das Leben des Herzens, das Denken das Leben des Kopfes; daher ist das Gefühl unerschöpflich,

unergründlich, das Denken ergründlich, einseitig. Durch ein Tagebuch klar über sich selbst zu werden, ist unmöglich. Gedanken kann man hineinschreiben, aber zu was, Gedanken kann man nicht vergessen, wenn man auch wollte, man schreibt sie auf für Andere, nicht für sich, und Gefühle kann man nicht aufschreiben, wenn man auch wollte. Man wird über die Gefühle nur stammeln, nur die Unzulänglichkeit, die Untauglichkeit der Sprache fühlen und aussprechen. Ist man kein Komödiant vor sich selbst und spielt eine Rolle durch um des Tagebuchs willen, ringt man trotz alles Mißlingens, was sich täglich wiederholt, tapfer nach Wahrheit, so wird das Tagebuch, wie das Gespräch zu einem geliebten Menschen sein, vor dem man die ganze Seele ausbreiten möchte und doch auch nicht kann, und immer zuletzt auf das ach und oh hinauskommen, und das Unsägliche mehr aus dem Auge strömen lassen in sehnsüchtiger Glut, denn aus der Feder in dürren Worten. In Büchern, die gedruckt und verkauft werden sollen, darf es darauf nicht hinaus laufen; man will Gedanken, oder doch etwas, was wie Gedanken aussieht.

Es giebt nur eine Art von Tagebüchern, die einen Zweck haben; solche nämlich, welche an und für ein geliebtes Herz geschrieben sind. In solch einem

Tagebuch verklärt man um Anderer willen seine Gefühle in Gedanken. Ist das Gefühl ein ewiges, welches sich in unsterblicher Jugend immer wieder erzeugt, so wird es eine unendliche Quelle des Gedankens werden; ist es selbst endlich, so ist es für immer abgethan, wenn es zum Gedanken umgebildet worden. Nur Wenige, geistig starke Menschen sind im Stande, solche Tagebücher zu schreiben.

Mit Briefen, solchen die nur Ein Herz zum Publikum haben und von diesem Publikum, für welches sie geschrieben sind, eher gelesen werden, als sie gedruckt sind und sich für klingende Münze jeder zum Vertrauten des Briefstellers machen kann, mit solchen Büchern geht es, wie mit den Tagebüchern. In ihnen offenbart sich nicht das Herz selbst, aber wohl sein Ringen nach Offenbarung; man fühlt das Herz schlagen, toben in Lust oder Schmerz, man bekommt eine Ahnung seiner unendlichen Fülle, und das eigene Herz wird sympathetisch erregt, und klingt, ob auch schwächer, mit ein in den Ton, der nichts ist, als das Beben des andern Herzens. So erfährt man durch Briefe, die recht heiß aus der Seele kommen, recht mit dem angestrengtesten Willen sein Inneres kund zu geben, Briefe, wie man nur an glühend geliebte Menschen schreibt, den andern Men-

schen durch jenes sympathetische Einklingen der Herzen an sich selbst. Aber dieser Einklang kann nur stattfinden, wo gleich gestimmte Herzen auf einander wirken; ist die Individualität, welche sich gegen mich offenbart, mir fremd, so bleibt mein eigenes Herz tonlos, kalt, oder wird es erregt, so giebt es nur Disharmonien unter uns. Darum, meine Freundin, sag ich, ein Buch kann man recensiren, da nämlich reicht der Verstand aus, der ist ein Maaß, welches ich überall anzulegen vermag; völlige Menschen, wie solche in ehrlich und glühend geschriebenen Briefen sich kund thun, kann man nur lieben oder hassen, so bald sie zu bedeutend sind, um spurlos an uns vorüber zu gehen.

Sammlungen von Briefen, wie sie von Rahel und Bettina vorliegen, sind von der angegebenen Art. Sie sind nur geeignet, eine bedeutende Persönlichkeit in einem größeren Kreise einzuführen und sie müssen ganz eben so wirken, wie persönliche Bekanntschaft. Sie haben mit Büchern nur die äußere Form, nicht das Wesen gemein. Sie haben vor den Büchern voraus, daß in ihnen ein lebendiges Herz schlägt, mit allen seinen unerforschlichen Tiefen, unaussprechlichen Beziehungen, eine Fülle, die sich in tausend Richtungen ergießt, in keiner erschöpft,

in allen uns selbst anregt und aufregt. Sogar vor der persönlichen Erscheinung haben sie noch dieß voraus, daß wir in ihnen das Walten einer bedeutenden Persönlichkeit nur im Zustande des aufgeregten geistigen Lebens erblicken, ungetrübt von allen jenen Momenten, deren sich auch der edelste Mensch nicht zu entziehen vermag, in welchen die Natürlichkeit wie ein bleiernes Gewicht den Geist herniederzieht, seine Flügel lähmt. Ziehen sich aber solche briefliche Mittheilungen durch eine längere Lebensepoche hin, so tritt in ihnen selbst der allmählige Entwickelungsgang des Individuums, welches sich in ihnen spiegelt, heraus, und wie dieß im irdischen Leben nie zur Vollendung kommt, ohne Rast vorwärts getrieben wird, so können auch derartige Briefsammlungen nicht zu einem, die Vollendung ausdrückenden, die Leser befriedigenden Schlusse gelangen. Ihr Ende kann nur denselben schmerzlichen Eindruck hinterlassen, der das Absterben einer mit Theilnahme umfaßten Person erregt. Wie sie nicht geschrieben wurden ein selbständiges Ganze zu bilden, so werden sie dieß auch niemals, sondern immer durchaus fragmentarisch bleiben, den einzelnen Tönen der Aeolsharfe gleich, die nur in unserm eignen Innern verklingend zum harmonischen Ganzen sich verschmelzen können.

Stellt dagegen der Schriftsteller ein Werk hin, es mag dieses nun auf Kunstwerth Anspruch machen, oder nur der verständig einseitigen oder vielseitigen Betrachtung eines Gegenstandes gewidmet sein, so ist es jederzeit das Resultat einer im Schriftsteller selbst durchgemachten zu einem Ziele gelangten geistigen Bewegung, und es tritt so stets wenigstens mit dem Scheine der Vollendung auf, und selbst wo es nur Fragment geblieben, ist diese Vollendung als in der Seele des Schriftstellers vorhanden nur zufällig in der Erscheinung abgebrochen angedeutet. Nach seinem Ziele wird das Werk beurtheilt; es ist zu würdigen, welchen Werth dieses Ziel selbst hat und ob der angemessenste Weg zur Erreichung dieses Zieles eingeschlagen worden sei.

Alles, was ich über das Urtheile = nicht in Bezug auf moralische Persönlichkeiten gesagt, gilt auch von den Briefen Rahel's und Bettina's. Es hat in der That eine lächerliche Partei von Kritikern gegeben, welche die Erscheinungen von Rahel und Bettina in derselben Weise aufgefaßt haben, wie sonst eines von den tausend Werken, welche auf den Ladentisch des Buchhändlers und den Schreibtisch des Recensenten kommen, und die nun über beide ein gar regelrechtes Kunsturtheil herauszubringen sich bemüht haben, ja

es sind Einige in der That der Meinung gewesen: Rahel habe ihr Lebelang nur in der Absicht Briefe geschrieben, damit sie ihr Mann nach ihrem Ableben drucken lassen könne, und Bettina habe gar die ganze Sammlung von Briefen nebst Tagebuch, oder doch wenigstens zum großen Theil, erst in neuster Zeit verfertigt. Solchen beweisen, daß ein derartiges Unternehmen unmöglich sei, ist ein allzumißliches Geschäft, als daß ich mich darauf einlassen könnte. Aber ich meine, wer nicht fühlt, daß hier Knospen und Blüthen, die frisch aus dem Herzen gewachsen sind, ihm geboten werden, der wird sie würdig zu genießen noch weniger lernen und zur Ehrenrettung Bettina's, der man mit jenem Einfall was Rechtes nachzusagen gemeint hat, sei bemerkt, daß solche Briefe nachträglich zu machen, einen bei weitem immensern Geist erforderten, als sie zu empfinden und aus ursprünglicher Empfindung niederzuschreiben; einen Geist, der die Tiefen des menschlichen Herzens ergründet hätte, wie noch von keinem Dichter und Weisen der Welt geschehen ist, noch jemals geschehen wird.

Sechs und dreißigster Brief.

Das Mysterium der Liebe.

Der Gott ist nicht neidisch, sagten die Alten. Er theilt sich dem Menschen mit, ganz und völlig, er behält sich nichts vor. In Kunst, Religion; Philosophie hat er sich also neidlos mitgetheilt. Es kann nicht anders sein, Gott müßte nicht Gott sein. Nur der Mensch ist mangelhaft. Das irdische Herz kann bersten von der Fülle des göttlichen Inhaltes, es kann ihn verschütten, daß es trostlos, leer und hohl wird; aber es kann ihn auch völlig begreifen, denn aus der irdischen Natürlichkeit kann es zu ewiger geistiger Natürlichkeit sich wiedergebären, und das Ewige ist so wenig das Unendliche, wie es das Endliche ist; es ist das endlich Unendliche und unendlich Endliche. Man hat die Vielheit der Religionen, die Mannigfaltigkeit der Künste, die Menge der Philosophien eingewendet gegen den Satz von der allzeit völligen Offenbarung der Gottheit; als ob der Keim im Schooße der Erde, der blühende Baum und der fruchttragende Baum, nicht Eine, dem ganzen Inhalte nach dieselbige Pflanze wären, als ob Dasselbe nicht vielerlei Erscheinungsweisen haben könne, ohne in einer weder mehr noch weniger dem Inhalte nach zu sein.

Sie fragen, meine Freundin, warum ich diese vielleicht mystisch klingende Rede anhebe? Weil ich von einem Mysterium Gottes zu ihnen reden will, das ich bis jetzt wie in heiliger Scheu nicht genannt, von einer ebenfalls völligen ungetheilten Offenbarung Gottes, von der Liebe. Wir nennen alles mystisch, von dessen tiefem, ewigen Gehalt wir eine bis zur seligen Gewißheit sich steigernde Ahnung haben, das wir aber nicht zu erkennen vermögen in seiner Völligkeit. Das Mysterium ist ein Heiligthum, darin die Schauer der Gottheit uns umwehen, wir fühlen ihre Nähe durch und durch, unser ganzes Wesen erbebt von ihr, aber wir nehmen sie mit den Augen des Verstandes nicht wahr. Ein begeisterter Priester wird den Mund öffnen und mit den heiligen Reden, die seiner Lippe entströmen, unser Herz erschließen, daß der Gott, welcher gern in reinen Menschenherzen wohnt, einziehen mag, ungesehen und mit Händen nicht gefaßt, und dennoch völlig umfaßt mit heißer Inbrunst und wahrgenommen, wie ein seliges Feuer, das uns durchglüht mit unaussprechlichem Entzücken und alles, was irdisch an uns ist, in uns verzehrt. Die Liebe ist ein Mysterium, und ich ein Priester, über welchen der Gott kommen möge, daß er rede, wie sich ziemt.

Gott ist die Freiheit und an der Freiheit erkennen wir die Offenbarung, daß sie von Gott ist. Wie Gott selbst, so hat auch die Freiheit mancherlei Namen und ist doch nur Eine. Das Gute, das Wahre, das Schöne sind nur verschiedene Namen für das Freie; sowie das Schlechte, die Lüge und der Irrthum, das Häßliche nur andere Namen für das Knechtische sind. Es ist das Wesen des Geistes frei zu sein und der Geist selbst, der heilige Geist ist es, welcher den Geist erlöst aus der Knechtschaft, daß er werde was er ist, bei sich selbst in ursprünglicher Güte, Wahrheit und Schönheit sei. So unterwirft sich der Geist ihm selbst und in dieser Selbstüberwindung hat er die Freiheit. Wer sich selbst zum Herrn hat, der ist ein Freier, wer einen Andern ein Knecht. In wem Leib und Geist geschieden sind, als die wider einander streiten, der ist in der Möglichkeit der Knechtschaft, denn so dem Leibe der Sieg gelingt, ist der Geist ein Knecht unter den Leib. Es ist aber die List des Bösen und Knechtischen, daß es sich den Namen des Guten und Freien giebt, denn dasselbe ist die Lüge. Die Frechheit und Willkühr, welche die tiefste Versunkenheit in die Knechtschaft ist, hat sich Freiheit genannt, und die, welche ihrer selbst Herr sind und darum nicht den irdischen Leidenschaf-

ten gehorchen, Knechte gescholten. Eben so ist es auch der Liebe gegangen. Sie ist die wahre Freiheit des Geistes, aber man hat an ihre Stelle die knechtische Sinnlichkeit gesetzt, diese mit dem stolzen Namen der Liebe geschmückt und die wahre Liebe eine Knechtschaft gescholten.

Vielleicht, daß man die Frage aufwerfen könnte, welches doch die eigentliche Liebe sei; ob die nicht auch Recht haben könnten, welche die Sinnlichkeit Liebe genannt haben? Wer nur einmal die wahre und ächte Liebe empfunden hat, der weiß auch, daß sie von der Sinnlichkeit verschieden ist wie Himmel von Erde. Die Sinnlichkeit ist Begierde, die Liebe kennt kein Begehren. Wer recht liebt, der hat gar keinen eigenen Wunsch, kein eigenes Begehren, er hat sich selbst aufgegeben, er besitzt auch die Geliebte nicht, sie besitzt ihn. Wie könnte er etwas begehren; wer begehrt, ist eigennützig, Eigennutz aber ist der Tod der Liebe. Wunderbar schön singt ein französischer Dichter:

Ich habe nicht Begehr noch Wunsch, so mir gehören,
Du trägst in Deiner Brust mein Freu'n und meinen Schmerz;
Aus Deinem Willen fließt mir jegliches Begehren,
Und meines Lebens Quell ging über in Dein Herz.

Ich gleich, o Sonne mein, dem bleichen Mond, dem fahlen,
Er danket seinen Glanz der Himmelskönigin:

Wie er ohn' eigne Glut und ohne eigne Strahlen,
Strahl ich allein nur Glanz, den ich von Dir entliehn.

Wer die Hand seiner Geliebten küßt, sagt Jean Paul, und noch irgend einen Wunsch dabei in seiner Brust hegt, soll nicht sagen, daß er liebe. Man kann noch hinzu setzen, daß auch der Handkuß selbst nicht geschehen darf in Folge eines Verlangens; der Druck der Hand, der Kuß, nichts was man Liebesgenuß nennt, darf begehrt, genommen oder gegeben sein, es muß sich Alles von selbst machen, es muß eben geschehen, muß von Anfang bis Ende nichts als Genuß sein, selige Befriedigung. Die Trennung vom Geliebten, das Vermissen desselben ist tiefer Schmerz, aber nicht Begehren; das Zusammensein mit ihm ist Seligkeit, aber nicht Begehren. Der Begehrende lebt nur um der Zukunft willen, und da er nur so lange begehrt, als die Zukunft bleibt was sie ist — Zukunft, so langweilt er sich in seiner Gegenwart; für den Liebenden giebt es keine Zukunft wie keine Vergangenheit, er ist in der Gegenwart, in der Ewigkeit, er hat kein Maß für die Zeit, die er in der Gegenwart der Geliebten zubringt, auch kein Maß für die Zeit der Trennung; Seligkeit und Schmerz sind maßlos.

Es ist ein Widerspruch in der Liebe, aber kein

Widerspruch in welchem die Gegensätze aus einander fallen, sondern in dem sie Eins sind, und eben dadurch bezeugt sich die Liebe als eine wahrhaftige Offenbarung Gottes und Bezeugung der Freiheit. Dieser Widerspruch ist, daß sich der Liebende selbst aufgiebt, um sich wahrhaft zu besitzen, daß er keinen Genuß begehrt und doch alles genießt, was nur der Begierigste begehren kann, daß der Liebenden zwei sind, und doch beide nur Eins. Die Gegenseitigkeit ist die Bedingung der Liebe, ohne sie giebt es keine wahre Liebe. Zwar ist der Liebende immer hoffnunglos, weil er nämlich der Hoffnung nicht bedarf, er ist ja im seligsten Genuß; aber was man gewöhnlich hoffnunglose Liebe nennt, Liebe ohne Gegenliebe, ist Schlechtigkeit oder Thorheit. Schlechtigkeit, wenn sich der ungeliebte Liebende selbst wegwirft, ohne sich in einem höhern Dasein in der Geliebten selbst wieder zu finden, — der edle Mensch kann sich nicht wegwerfen; Thorheit, wenn der Liebende in eine ihm fremde Persönlichkeit ein fingirtes Wesen hinein träumt. Die sogenannte ideale Liebe ist diese Thorheit, der Jugend verzeihlich, weil sie noch sucht, was sie nicht gefunden hat: eine die eigene Persönlichkeit ergänzende, oder vielmehr zur Verklärung wiedergebährende andere Persönlichkeit. Die erste sich darbietende schöne

Erscheinung wird ergriffen, in ihr das Ideal gesucht, — und nicht gefunden. Sie kann nicht gefunden werden, weil eben der noch unbestimmte Drang, aus dem diese Liebe hervorging, selbst bezeugt, daß die eigene Persönlichkeit noch unfertig, unausgebildet sei. Kinder lieben so, es ist die erste Liebe; wahrhaftlieben kann nur der ausgebildete Mann, das entwickelte Weib.

Ist nun aber die Liebe auch nichts weniger als Sinnlichkeit, so wird sie dennoch auch sinnlich, so nothwendig, wie es nothwendig ist, daß der Geist Leib werde, daß der Gott sich offenbare. Wie der Leib als offenbarter Geist, nicht der Leib ohne den Geist oder über den Geist ist, so ist die Sinnlichkeit als offenbarte Liebe nicht ohne die Liebe oder über die Liebe. Die Sinnlichkeit ist in der Liebe nicht um ihrer selbst willen, sondern einzig um der Liebe willen. Hierin wird die Göttlichkeit der Liebe offenbar. Was ist die Welt ohne Gott? — ein ekelhafter verwesender Leichnam, ein Reich der Sünde, des Todes, der Zerstörung, des sich herstellenden Nichts! Was ist die Welt mit Gott? — ein schöner lebendiger Leib, der nichts ist, als Erscheinung, Bezeugung, Offenbarung des Geistes, welcher eben in dieser Regsamkeit der sich darstellende Gott ist. Also ist es auch mit der Liebe, und ich habe nicht nur

ein Bild gebraucht, sondern ausgesprochen, was die Liebe selbst ist, nur in einer andern Erscheinung. Darum hat auch Gott gesagt: Ich bin die Liebe; darum erkennt er uns als die Seinen an, so wir der Liebe theilhaftig sind. Die Gewißheit der Völligkeit des Geistes, und damit der Gegenwart Gottes, ist es, welches die Glückseligkeit der Liebe schafft. Der Gott erscheint uns in der Liebe seiner ganzen Fülle nach, aber diese seine Offenbarung ist die erste, unmittelbarste, noch ganz in die Natürlichkeit versenkte. Ich dieser natürliche, Mann oder Weib, empfinde den völligen Gott in der Liebe, aber ich erkenne ihn nicht. Die Erkenntniß gewährt kein vollständigeres Innewerden Gottes, als die Liebe, aber wohl ein vollendeteres. In der Kunst, Religion, Philosophie löst sich die Art, wie wir Gottes inne werden, immer mehr von der Form der Natürlichkeit, nimmt immer mehr die Form des Bewußtseins an. Ob aber der Mensch mit unaussprechlicher Seligkeit im Auge des Geliebten schwelgt, ob er mit den Melodien eines Mozart seine Seele über alles Endliche gehoben fühlt, ob er andachtsvoll niedersinkt und betet: Herr, du hast Himmel und Erde gemacht und mir von deinem Geiste gegeben, es ist Alles vollkommen, auch wenn ich es nicht erkenne, oder ob endlich der Weise den-

kend alle Widersprüche zur ewigen Einheit verbindet: solches alles ist Gegenwart Gottes, ist Freiheit, denn der Gott ist es, welcher das Menschenherz besitzt, er, der uns von seinem Geiste gegeben hat. Gott ist die Vollendung unsers Geistes und so besitzen wir, die Vollendeten, uns selbst, die Endlichen.

Es giebt aber eine Philosophie der Liebe, wie es eine Philosophie des Rechts, eine Philosophie der Religion giebt. Es kommt darauf an, ihren ewigen Inhalt, welcher die Form des Gefühls hat, in die Form des Gedankens umzusetzen. So wird die Liebe zu einem unerschöpflichen Brunnen der Weisheit, und kein würdigeres Geschäft giebt es für den Menschen, welcher zum Selbstgefühl aller Geisteswürde gelangt ist, als aus diesem Brunnen zu schöpfen. Dem Liebenden wird die Welt, die Religion, die Kunst tief bedeutungsvoll; er ahnt diese Bedeutung auch wenn er sie nicht auszusprechen vermag; sie ist: daß derselbe Eine ewige Inhalt auch hier ihm, nur in anderer Form, entgegentritt, wie er sich ihm in der Liebe offenbart hat. Die Liebe hat eine adelnde Kraft, denn sie macht in dem Menschen, in dem sie lebendig geworden, das Gefühl der eigenen Unsterblichkeit rege, sie giebt ihm die Freiheit. Geist dem Geiste gegenüber steht der Liebende, mit weltbezwingender

Kraft, denn der Geist ist dem Geiste nicht feind, nicht unterthänig; er besitzt einzig sich selbst.

Sieben und dreißigster Brief.

Bettina und die Liebe.

Als Bettina's Briefe zuerst erschienen, habe ich sie durchflogen; das Herz wurde mächtig durch sie ergriffen, so mächtig, daß der Verstand über diese gewaltige Erscheinung nicht mit sich ins Reine zu kommen vermochte. Nur so viel wußte ich, daß eine durch die wahrste Liebe gegebene große Offenbarung des Geistes an mir vorübergegangen sei. Lange kam ich nicht wieder zu Bettina zurück, was ich gelegentlich über sie las und hörte, war nur störend für meine ursprüngliche Auffassung. Ich schrieb diese Briefe an Sie, meine Freundin, und mußte mich zu diesem Zwecke mit andern Leuten beschäftigen; ich schrieb auf gut Glück noch den Brief über die Liebe, den Sie so eben gelesen haben, in der Ahnung, das Wesen Bettina's mit ihm zu treffen. Nun habe ich Bettina's Briefe wieder gelesen, der kalte prüfende Verstand hat mein Herz bewacht — und meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!

Ich beuge mich in Ehrfurcht vor dieser reinen Natur, die

selbst der erhabenste Beweis ist von meinem oft wiederholten Ausspruch: daß die Natur in ihrer Wahrheit nichts sei, als Offenbarung des Geistes.

„Das Irdische ist da," sagt Bettina, „damit sich in ihm das Göttliche manifestire."

Das Räthsel Bettina's ist mir gelöst, gelöst durch die glänzende Erfüllung meiner Erkenntniß von der Liebe: daß sie das erste völlige Innewerden der Gottheit sei! In der Liebe besitzen wir die völlige Offenbarung; darum, wem es gegeben ist das Wort der Liebe zu reden, der offenbart alle Geheimnisse im Himmel und auf Erden — wie Bettina.

Ich habe mich durch diese ganze Briefreihe abgemüht, vor meiner Freundin eine Weltanschauung auszubreiten, welche ich als die einzig wahre mit freudiger Begeisterung erkenne. Jetzt bebe ich in Entzücken zusammen, denn was mir die denkende Betrachtung der Weisheit aller Völker in Jahrtausenden gelehrt, siehe, das hat ein liebendes Mädchen längst mit begeistertem Munde, nicht beklügelnd, was sie rede, ausgesprochen. Woher hat sie ihre Weisheit? Aus der Liebe. Jedes liebende Herz empfindet diese ewige Weisheit, und diese Empfindung ist die Seligkeit der wahren Liebe, — aber nicht jedes liebende Mädchen spricht diese Weisheit aus, wie Bettina.

Heißt es nicht im Katechismus der wahren Liebe: du sollst dich selbst aufgeben, um im Geliebten dich selbst wieder zu finden? dieß hat Bettina gethan und daher kommt ihre Weisheit. Der Name ihres Geliebten heißt Goethe. So ist jedes Wort Bettina's sie selbst, wiedergeboren im Goethe'schen Geiste. Sich selbst so, so schön, so vollendet, so ewig wiederzufinden, ist die Seligkeit ihrer Liebe.

Mit eminenter Philistrosität hat G. G. Gervinus zu zeigen sich abgequält, daß Bettina eigentlich nichts anderes, als das „regenerirte Mittelalter" sei, ihre Weisheit der Liebe ist ihm leere Faselei und auf die Gegenwart schimpft er, daß sie unbegreiflicher Weise dieser Erscheinung Beifall schenkt. Das Lustigste aber ist, daß Hr. Gervinus „sich anheischig macht, mit einer Auswahl von Stellen aus Bettina's Briefen Minnelieder so zusammen zu setzen, wie Goethe Sonette." Wenn diese Minnelieder nur halb so geriethen, wie Goethe's Sonette, wir hätten einen großen Dichter mehr. Gervinus wird mit seiner Abgeschmacktheit nicht einsam stehen, es giebt viele Leute, die für alles, was Geist ist, kein Ohr haben, wie es Menschen giebt, denen alle Musik fatal ist. Wenn solche Menschen Handlangerdienste verrichten, so können sie in ihrer Art nützlich werden, wenn sie aber Geschichte

und gar Literaturgeschichte schreiben und lehren und dabei ihr Gesalbader, dessen ganzer Witz einige bei den Haaren herbeigezogene Gleichnißmacherei ist, mit einer alle Autorität ignorirenden Suffisance vortragen, so muß man gelegentlich der Bornirtheit sagen, daß sie bornirt ist.

Bettina ist keine verkommene Nachgeburt einer Vergangenheit, sie ist ein ächtes vollkräftiges Gewächs einer Gegenwart, deren höchster Werth es ist, der erste embryonische Zustand einer erhabenen Zukunft zu sein. Wer sie nicht also begreift, begreift sie gar nicht, und das Gescheuteste, was er über sie sagen kann, ist, daß sie eben ein unbegreifliches Wesen sei. Hr. Gervinus hat das Mittelalter nicht begriffen und hat Bettina nicht begriffen, und darum identificirt er beide, denn was er eben an beiden nicht begriffen hat, ist freilich dasselbe, woran er ein Aergerniß nimmt, der Geist. Wie ich Ihnen, meine Freundin, früher Goethe als den genialen Dichter bezeichnen mußte, welcher seine unsterblichen Gesänge im Namen des Geistes schrieb, welcher die neue Welt zu seiner Wohnstätte, zu seinem Leibe schaffen wird, so sehen Sie in Bettina's Briefen Weissagungen dieses selbigen Geistes; Sie sehen in Bettina selbst diesen Geist lebendig in seinem ersten frühsten Dasein: in

der Liebe. Aus dieser Liebe wird er sich zu einer gewaltigen Zukunft entwickeln. Ich habe Sie schon aufmerksam gemacht, welch ein Unterschied sei zwischen einem Buche für's Publikum und Briefen aus dem Herzen an das gleichgesinnte Herz geschrieben. Behalten Sie das Gesagte im Gedächtniß, beim Lesen der prophetischen Briefe Bettina's, und Sie werden niemals unwillig werden, wenn Sie in diesen Briefen Stellen begegnen, welche vom Ewigen nur stammeln, welche krampfhaft sich winden, um das rechte Wort zu finden, das den Gedanken völlig ans Licht stelle. Durch diese Qual des Denkens, welche als ein tiefer Schmerz diese Briefe durchzittert, haben sich Viele zu ungerechten Urtheilen verführen lassen: Das sei Alles unnatürliche Exaltation! Man hat auch damit nicht unrecht aber man soll noch hinzufügen, daß eben, wo der Geist in seiner Kraft lebendig wird, er nothwendig nichts anderes als Exaltation über die Natur ist. Bettina's Liebe ist keine unglückliche, sie ist das tiefste innigste Glück, Seligkeit; ihr Ringen ist nichts als Vergeistigung der Natur, das Streben, die Natur zu fassen, als das was sie ist, als Geist, d. h. in ihrer Schönheit.

Wenn der vom Gott ergriffenen Pythia begeisterte Worte aus dem Innern sich losrangen, faßten die Priester

sie auf und bildeten aus ihnen den Spruch, der selbst schon eine Deutung des Orakels war. So könnte man aus Bettina's Worten eine großartige Prophezeihung des kommenden Geistes zusammen setzen. Sie, meine Freundin, könnten von mir verlangen, daß ich, um zugleich meine eigene Erkenntniß vom Geist und mein Urtheil über Bettina zu rechtfertigen, aus Bettina's Briefen selbst eine Uebereinstimmung nachwiese, welche ich behauptet habe. Es wäre dieß eine würdige und erfreuliche Arbeit, aber eine für diese Briefe zu umfangreiche. Ich will nur einige Aussprüche Bettina's über die Liebe anführen, welche zugleich mir zum Beleg meiner Behauptung und Ihnen zur Würdigung von Bettina's Wesen dienen mögen. Hier haben Sie ein Evangelium der Liebe. Vergleichen Sie es mit meiner frühern Mittheilung.

„Die Liebe ist immerdar erstgeboren, sie ist ewig ein einziges Moment, Zeit ist ihr nichts, sie ist nicht in der Zeit, da sie ewig ist; sie ist kurz die Liebe. Ewigkeit ist eine himmlische Kürze. — Nichts Himmlisches geht vorüber, aber das Zeitliche geht vorüber am Himmlischen. — Wo zwei in einander übergehen, da hebt sich die Grenze des Endlichen zwischen ihnen auf."

„Wer liebt, lernt wissen, das Wissen lehrt lieben.

— Liebe ist Erkenntniß. — Weisheit ist die Atmosphäre der Liebe, der Liebende athmet Weisheit."

„Die Liebe ist das All. Der Geist ist einsam, weil die Liebe alles allein ist. Die Liebe ist nur für den, der ganz in ihr ist. In was empfindet sich der Geist, durch was besitzt er sich, als nur dadurch, daß er die Liebe hat? — Die Liebe ist der Mutterschooß des Geistes. — Die Liebe ist eine Metamorphose der Gottheit. — Die Liebe ist die Seele der Natur. Der Geist will sich vermählen mit dem Begriff: ich will geliebt oder ich will begriffen sein, das ist Eins."

„Die echte Liebe empfindet den Geist auch im Leibe," in der sinnlichen Schönheit. Schönheit ist Geist, der einen sinnlichen Leib hat."

„In der Liebe liegt der Besitz der eignen göttlichen Natur. — Es sucht jeder in der Liebe nur sich und es ist das höchste Glück, sich in ihr finden. — In der Liebe ist Einer des Andern Genius und wird Einer dem Andern Element. — Nie wirst du im Andern sein, als wenn er in dir ist. — Die Liebe ist Instinkt einer höheren Gemeinschaft, einer göttlichen Natur mit dem Geliebten. Darum schließt Liebe alle verschiedenen Neigungen aus."

„Diese seltsame Laune der Sehnsucht; Laune muß ich sie nennen, denn sie will Alles und begehrt nichts."

Gäbe es eine unglückliche wahre Liebe, gewiß so hätte Bettina's Liebe zu Goethe eine solche sein müssen. Aber Bettina ist mehr als glücklich, sie ist selig in ihrer Liebe. Sie ist es, weil sie die Natur ganz zu Schönheit, zu Geist in sich verklärt hatte. Was als Fülle der Liebe in sinnlicher Weise den Menschen beseligt, in welchem der Geist noch schlummert, sich nur fühlt, nicht sich weiß — alles dieses hat Bettina ins Bewußtsein herausgearbeitet. So hat sie in ihrer Liebe Natur und Schicksal überwunden. Ihre Liebe ist ein vollendetes Kunstwerk im tiefsten und edelsten Sinne des Wortes. Wie über alle Fleischlichkeit, so ist sie auch hoch erhaben über die weinerliche Seelenhaftigkeit, welche man mit nicht minderer Verkehrtheit und Sünde häufig für das Schönste und Beste ausgegeben hat. Bettina ist in ihrer Liebe, wie der Fisch im Wasser, in ihrem eigensten Elemente, gesund durch und durch, da ist keine Pinselei, kein Gehimmle, sondern überall frischer freudiger Sinn. Die Natur verwandelt sich nicht vor ihren Augen in ein jämmerliches Thränenthal, sondern mit unsterblicher Lust ruht sie am Busen der Natur, und fühlt in ihm ein verwandtes Herz ihr entgegen schlagen; ewige Geheimnisse, selige flüstert ihr die Natur

entgegen und Bettina hat ein Ohr, sie zu verstehen: „es redet Geist zu Geist.

Acht und dreißigster Brief.

Geschichte der Liebe. — Ehe.

Es wäre, meine Freundin, ein zugleich erfreuliches und im höchsten Sinne wissenschaftliches Geschäft, eine Geschichte der Liebe zu schreiben. Ein solches Buch wäre zugleich die wahrste Kunst zu lieben, denn jegliche Art der Liebe würde ihre historische Stelle finden. Wie die Völker geliebt haben, so haben sie auf das Unmittelbarste die Freiheit besessen, ihr eigenthümlichstes, mit ihrem Geiste ihnen gegebenes Eigenthum. Das Verhältniß von Mann zu Weib wird im Allgemeinen von der Liebe bestimmt, denn beide Geschlechter sind da, um einander zu lieben; so würde denn jene Geschichte der Liebe zugleich eine Geschichte des gegenseitigen Verhältnisses der Geschlechter zu einander enthalten. Sie werden Sich noch erinnern, daß ich die Griechen als dasjenige Volk bezeichnete, welchem zuerst ein Bewußtsein der Freiheit aufging, das aber die Natur (als Gegensatz des Geistes) noch nicht völlig überwunden hatte, oder was dasselbe, dem noch nicht das Natürliche in jeglicher Beziehung als Offenbarung und Aeußerung des Gei-

ſtes erſchien, und das daher das Natürliche verachtete gegen das wahrhaft Schöne, die ſeelenvolle geiſtbelebte Erſcheinung. Sie werden ganz dieſes Weſen des Griechenthums wiederfinden, wenn Sie die Liebe der Griechen betrachten. Wohl haben ſie auch die Liebe erkannt; in den Geſtalten des Eros und der Aphrodite iſt dieſe Erkenntniß dargelegt. Heißt es doch, Eros ſei der Vater des Alls, der älteſte der Götter, der Götter und Menſchen Beherrſchende. Auch achteten ſie das Weib, es war ihnen nicht, wie den Barbaren, nur unterthäniges Werkzeug, Gegenſtand der Sinnlichkeit. Und dennoch iſt dieſes edle Volk im Gange der Ausbildung ſeines eigenſten Weſens dahin gelangt, die Liebe zu verachten. Nur die beim wahrhaft gebildeten Menſchen ſich ſtets unſinnlich erhaltende Freundſchaft von Mann zu Mann erkannten ſie an und nannten ſie Liebe, und auch hier machten ſie den ſie ganz beherrſchenden Einfluß der Schönheit geltend. Der edle Mann liebte ſchöne Knaben und ſuchte ihren Umgang, um ſie zu demjenigen auszubilden, was ihre Erſcheinung ſchon in ihnen vermuthen ließ, einen ſchönen Geiſt im ſchönen Leibe. Die Liebe zum Weibe, weil ſie ſinnlich wird, ihrer Natur nach werden muß, hielt der gebildete Grieche für unangemeſſen dem edleren Menſchen, für eine

bloße Staatspflicht, damit es nicht an jungen Bürgern fehle. — Im Mittelalter dagegen wurde die Freiheit richtiger erkannt, aber allein im religiösen Gewande: Unterwürfigkeit unter den Willen Gottes sei die wahre Freiheit des Geistes, das Lebendigwerden des Geistes Gottes im Menschen, und die Möglichkeit der Freiheit besitze der Mensch, weil es Gott ist, der ihm von seinem Geiste gegeben. Der Geist hatte nicht mehr mit der Natur zu ringen, er war zur absoluten Herrschaft über dieselbe gelangt, und nur im Einzelnen, der nach der Heiligung noch strebte, wiederholte sich jener Kampf, der Natur wider den Geist, des Teufels wider Gott. Auch das Weib ist des Geistes, der Freiheit, der Gnade theilhaft, und so ehrte man im Weibe den Menschen, im Menschen den Gott. Das Wesen des Weibes ist überdieß innerlicher, als das des Mannes, beschaulicher, empfänglicher für Religion, dazu kam, daß das Weib vermöge seiner Natur hülfloser, minder geeignet, sich selbst zu schützen ist. So bildete sich der schöne ritterliche Sinn des Mittelalters aus, welcher die Verehrung des Weibes und den Schutz desselben nächst dem Kampfe für Gott zum höchsten Beruf des Mannes machte. Das völlige Unterliegen der Natur unter den Geist, der Kampf, der im Einzel-

nen sich ereignete zwischen Gott und Teufel, hatte indeß zur Folge, daß über die Vergeistigung des Natürlichen in der Liebe, welche die christlich mittelalterliche Ansicht von der Ehe auf das Vollkommenste aussprach, noch die Entäußerung von aller Sinnlichkeit gesetzt wurde, oder richtiger, man setzte die Liebe zu Gott, dem unsinnlichen Wesen, höher, als die Liebe zum Weibe oder Manne und meinte irrthümlich, beide im Einklange zu hegen, sei minder groß, als die zweite der ersten zum Opfer zu bringen. So wurde der Ehelosigkeit ein höherer Werth zugeschrieben, als dem ehelichen Leben, und noch schlimmer war, daß dieses Verhältniß in die Liebe selbst übergetragen wurde: die außereheliche Liebe, die Minne, für höher geachtet ward, als die eheliche.

Die mittelalterlichen Christen waren wohl hoch begeistert für das Christenthum, aber dasselbe ergriff ihren Geist auf eine ganz unmittelbare Weise, indem es ihnen im Ganzen an Bildung fehlte, ihren Glauben zum Verständniß zu bringen. Die Ritter hatten neben ihrer erhabenen Ideenwelt doch nur wenig Verstand, aber viel Fleisch, und was die Mönche an Sinnlichkeit zu wenig zu haben, oft genug vergeblich sich abquälten, das hatten die Ritter zu viel. Die Minne der Ritter ward wie Religion gepflegt

und gehegt und dabei doch auch sehr fleischlich betrieben. So kommt es, daß dieses oft nur von seiner idealen Seite gepriesene und bewunderte Verhältniß seine tiefnächtliche Schattenseite hat; es war ein privilegirter Ehebruch. Die Dame seiner Minne war niemals die Gemahlin des Ritters und wurde es auch nie, denn sie war gewöhnlich schon einem andern Ritter verehelicht. Ehen wurden nach verständiger Ueberlegung, gewöhnlich nach Anordnung der Eltern geschlossen. Auf diese Weise fiel im Mittelalter die Liebe aus einander in zwei sich ergänzende Hälften: die eheliche Liebe war sittlich, die Sinnlichkeit in ihr aufgehoben durch das Alles durchdringende religiöse Bewußtsein, aber ohne Innigkeit, ein Schatten der wahren Liebe; die Minne dagegen war unsittlich, aber voller Zärtlichkeit, Glut und selbstaufopferischer Hingebung. Erst in der neuern Zeit ist es Forderung und Bedürfniß geworden, daß die Ehe Folge und Ausgangspunkt feuriger Liebe sei. Damit hat die Liebe, hat der Mensch einen großen Fortschritt gethan; aber jene Forderung selbst ist auf eine doppelte Weise mißverstanden worden, indem man einerseits die geistentblößte Fleischlichkeit, andererseits die sentimentale Seelenhaftigkeit für Liebe genommen hat, und nun gegen die Ehe selbst feindlich aufgetreten ist.

Das zweite dieser Mißverständnisse haben wir glücklich überwunden. Es hat in einer Menge schlechter Schriften, namentlich solcher, welche von hysterischen Damen geschrieben waren, eine geraume Zeit sein Unwesen getrieben. Man findet die Ergüsse der schönen Seelen jetzt langweilig. Die sogenannte platonische Liebe, die unglückliche Liebe ohne Gegenliebe, die edelmüthig entsagende und doch unaufhörliche Liebe, alle diese Erbärmlichkeiten, welche nichts sind, als eine krankhafte Verweichlichung der Empfindung, gehören hierher. Wenn man ein rothgeweintes Auge erblickt, so sammeln sich alsbald in dem eignen Auge Thränen, besonders wenn man selbst noch ein leicht bewegliches Gemüth hat, gerade wie man mit gähnt, wenn man einen Andern gähnen sieht; in dieser pathologischen Bemerkung liegt die Erklärung, warum jene Literatur Glück machen konnte. Die Ehe ist den schönen Seelen voller platonischer Liebe etwas viel zu Prosaisches und Materielles, denn sie wissen recht wohl, daß das ganze zarte Gewebe, welches sie gesponnen, in der Ehe in nichts zerfahren müsse. Darin geschieht ihm sein Recht, weil es ein Gewebe der Lüge ist, welches vor der Wahrheit nicht bestehen kann; aber die schönen Seelen mögen hiervon nichts wissen. Ist ihnen doch die ganze Natur,

wie sie Gott nun eben geschaffen hat, etwas viel zu Unedles, Prosaisches; ihre thörichten Phantastereien gelten ihnen für höher und besser.

Das Gefühl ist im Drange der Zeit, und weil es sich an den Süßlichkeiten der schönen Seelen einen Ekel geholt hat, erstarkt. Es ist zur Opposition gegen die schönen Seelen gekommen. Von einem Extrem aber ist ins andere übergeschweift worden. Verachtete man bisher die Natur, so wurde nun diese nicht in ihrer Wahrheit als selbst die Wirklichkeit des Geistes begriffen, sondern die geistlose Natürlichkeit, die pure Fleischlichkeit wurde als das Rechte und Tüchtige aufgestellt. Auch von diesem Standpunkte mußte die Ehe angegriffen werden; denn wie sie den schönen Seelen zu sinnlich war, so ist sie den Vertheidigern der Lehre von der Rehabilitation des Fleisches zu spirituell. Das Moment der Ewigkeit und Einzigkeit in der Liebe, welches durch die Ehe anerkannt ist, kann die Fleischlichkeit nicht vertragen; es ist ihr Tod, darum haßt sie es. Herkommen und Gesetze machen die Würde des Mannes von seiner Brauchbarkeit für Volk und Staat abhängig, und über dieser Brauchbarkeit übersieht man seine sittliche Würde. Er kann es ziemlich weit gebracht haben in der Unsittlichkeit und ist dennoch in der Gesellschaft

anerkannt. Anders ist es beim Weibe. Seine Verdienste bleiben im stillen Familienkreise eingeschlossen, nur seine Sittlichkeit bestimmt seine Stellung in der Welt. Die jungen Literaten, welche für das Fleisch ins Feld gezogen, haben diese Stellung des Weibes als eine Ungerechtigkeit, als einen ihm vom Manne angethanen Zwang verschrien, und haben laut Emancipation des Weibes verlangt.

Neun und dreißigster Brief.

Emancipation der Frauen. Mundt und Tieck.

Ich will Ihnen sagen, meine Freundin, was die jungen Literaten mit der Emancipation der Frauen wollen und ich will mich dabei auf die Worte Th. Mundt's stützen. Ich bediene mich vorzugsweise der Worte dieses Schriftstellers, weil derselbe, wie Sie sehen werden, darauf ausgegangen ist, die Emancipation der Frauen im Interesse der Sittlichkeit zu verlangen. In seinen „Charakteren" heißt es, wie folgt:

„Die unsittliche Stellung, welche die Frauen in den Gesellschaftsverhältnissen einnahmen und einnehmen, so lange sie nur als Mittel und mechanische Verrichtungen (!?) für die häusliche Existenz und die fleischliche Gleichgewichtsstellung angesehen werden, ist in keiner Zeit so lebhaft empfunden und verneint

worden, als in einem Augenblick, da die menschliche Sittengeschichte durch der Frauen geistige Freisprechung ihr Blüthenalter anstrebt. Die meisten Menschen, die vor der Welt den Ruf ehrenfester Tugend haben, leben mit ihren Weibern in unsittlicher Ehe. Geht jenem großen Gelehrten, der die Jugend für Moral bildet — geht ihm nur nach in sein Familienzimmer, an seinen Mittagstisch, in seine vertrauten Stunden! Ihr trefft bei ihm ein armes, verkümmertes, scheues Weib, verzagte Resignation in den holden Augen, erloschene Rosen auf den Wangen, die sich kaum noch getraut, menschliche Rechte für sich geltend zu machen. Ihr trefft bei ihr selbst auf die ihr aufgedrungene, unsittliche Ueberzeugung, daß sie mit der Ehe ihre eigenste Individualität unter einen außergesetzlichen Zustand gestellt, wo sie für sich selbst nichts mehr bedeute, und in dieser Ueberzeugung schweigt und schweigt sie, den wortführenden Mann und die Fremden bei Tische bedienend."

Mundt verfolgt sein Ehepaar noch weiter, er zeigt sie uns in Situationen, welche noch dringender seine Anklage beweisen sollen: „Unsere Ehen seien unsittlich, indem die Frauen in der Ehe nicht als geistige Selbständigkeiten, sondern nur als Mittel gewußt würden." Hieraus würde dann folgen,

daß die Frauen, damit die Ehe wahrhaft sittlich werde, in der Ehe als geistige Selbständigkeiten anerkannt würden; dieß wäre die Emancipation der Frauen.

Die Anklage, auf welche die Forderung der Emancipation der Frauen sich stützt, enthält aber eine doppelte Unwissenheit. Gewiß wird auch Hr. Mundt zugeben, daß die Ehe — welche Form das junge Deutschland für dieselbe auch belieben möchte — eine Folge der Liebe sein müsse, um sittlich zu sein. Was ist aber die Liebe, in welcher die Liebenden gegen einander sich selbständig erhalten? die schmählichste, verächtlichste Sinnlichkeit! In dieser ist der Egoismus, wo jeder nur um seinetwillen, um der Lust willen liebt, in dieser ist Selbständigkeit, — in der Liebe nicht. Ein unbekannter Dichter sagt:

Wer redlich und wahrhaftig liebt,
Sich selbst und all sein Gut hingiebt,
Und weiß doch, daß er nichts gegeben.
Dann giebt die Liebe ihm das Leben.
Wer in der Liebe will erwerben,
Den wird die Liebe selbst verderben.

Der Mann giebt in der Liebe so gut seine Selbständigkeit auf, wie das Weib die ihre, aber beide finden auch Selbständigkeit wieder, aber eine unterschiedslose, beide dieselbe Eine. Hr. Mundt kennt

die Liebe, die wahre sittliche Liebe nicht. Seine zweite Unwissenheit ist aber die, daß er nicht weiß, daß gerade dann, wenn der eine Theil in der Liebe seine Selbständigkeit erhält, der andere von ihm, er mag übrigens für sich selbständig sein oder nicht, von ihm als bloßes Mittel genommen wird. Wer seine Selbständigkeit aufgiebt, giebt sich selbst hin, wer sich selbst hingiebt, kann den Andern, an den er sich hingiebt, nicht zum Mittel brauchen; ein Mann also, der liebt, kann sein Weib nicht zum Mittel seiner Lust gebrauchen. Hr. Mundt hat Recht, daß es viele unsittliche Ehen unter uns giebt, aber die Ursache derselben ist nur die, daß viele Ehen ohne Liebe geschlossen werden, d. h. ohne gegenseitiges Aufgeben der Selbständigkeit. Was alle die unter Liebe verstehen, welche von der Emancipation der Frauen reden, das ist die Verliebtheit, die Sinnlichkeit. In ihr bleiben beide, oder ein Theil selbständig, und die Ursache der vielen unsittlichen und unglücklichen Ehen unserer Zeit ist, daß so viele Ehen aus Verliebtheit geschlossen werden. Ich will Ihnen ein Gegenstück zum Mundt'schen Ehepaar geben. Ein reiches, aber geistig pauvres Kaufmannssöhnchen, mit einem von Ausschweifungen abgemergelten Leibe, sieht ein bildschönes armes Mädchen, welches er, weil sie auf

Tugend und Ehre hält, für sein Geld nicht haben kann. Er ist verliebt, er brennt nach ihren Küssen, nach ihrer Umarmung; entsagen hat er nie geübt, also er muß das reizende Mädchen heirathen. Das arme Kind muß den reichen Mann wohl nehmen; überdem ist sie eitel, sie freut sich königlich auf Equipage, Theater, Schmuck, und herzt und küßt den guten Mann, der ihr dieß alles geben will. Ein glückliches Pärchen, — alle Welt gratulirt zu dem seltenen, aus purer Liebe geschlossenen Bunde. Nun haben sie einander. Der Eheherr hat seine Lust gebüßt, seine hübsche Frau ist ihm nicht mehr pikant, er kümmert sich nicht um sie Die Frau ergötzt sich in der reichen bunten Welt, die der goldne Schlüssel ihres Gatten dem ungewohnten Blick erschlossen, sie wird leichtsinnig, liederlich, oder was noch schlimmer coquet. Alle Welt wundert sich, daß aus der aus purer Liebe geschlossenen Ehe eine unglückliche geworden ist. Vielleicht tyrannisirt der Eheherr das Weib, daß er viel zu theuer erkauft hat; das Weib duldet, dient — da haben Sie auch das Mundt'sche Ehepaar. Gewiß ist solche Ehe unsittlich, aber nicht weil zu wenig, sondern weil zu viel Selbständigkeit in ihr ist, nämlich die des Mannes, der das Weib nahm, ohne es zu lieben.

Das Weib ist mehr zur Liebe geschaffen, als der Mann, weil von Natur das Gefühl mächtiger, als der Verstand in ihm ist. Es fällt dem Weibe darum auch leichter sich aufzugeben, denn der Verstand, welcher beim Manne überwiegt, ist unfähig sich aufzugeben, wogegen das Gefühl sich nach dem Andern sehnt, in welchem es sich durch Wiedergeburt verklären könne. Dem Weibe ist die Liebe tiefstes Bedürfniß, es hat nicht wie der Mann an der Verstandeswelt, in welcher er thätig ist, eine Entschädigung für dieselbe. Die Redner für die Emancipation der Frauen werden mir sagen, daß schon in der eben ausgesprochenen Ansicht vom Charakter des Weibes eine Herabsetzung der Würde desselben liege. Im Gegentheil, sie enthält eine Erhebung! Der Mann, welcher die Welt der Liebe nicht kennt, dem fehlt das Ewige, er fehlt ihm selbst, er der unsterbliche Geist. Die Verstandeswelt giebt ihm Entschädigung — eine unglückliche, fluchwürdige Entschädigung! Im Grunde nämlich heißt jener vermeintliche Vorzug nichts anders, als der Mann wird durch die Verstandeswelt leichter als das Weib abgezogen von den ewigen Interessen, an denen doch das Heil seiner Seele hängt! Heil den Armen, denn das Himmelreich ist ihre; — in gleichem Sinne kann

man sagen: Heil den Weibern, denn das Himmelreich der Liebe ist ihre! Das Weib steht nur an einseitiger Bildung dem Manne nach, an Tiefe und Völligkeit hat sie vor ihm einen großen Vorzug und diesen erkennt der Mann an, indem er dem Weibe das heilige Amt überträgt, entfernt von der in tausend einseitigen Richtungen aus einander fahrenden Außenwelt das heilige Priesteramt am stillen Hausaltar zu verwalten, und indem er für sie nach Außen thätig ist, um ihr und damit auch ihm selbst in dem ewigen Besitzthum, welches die Liebe geschaffen, Ruhe und Sicherheit zu bewahren. Am Busen des geliebten Weibes findet der von irdischen Sorgen niedergedrückte Mann den Frieden eines wahren Himmels, die Erhebung zur eingebornen göttlichen Würde, einen erhabenen Zweck des Lebens, um den allein es sich lohnt, tausend Mühseligkeiten zu ertragen.

Der im Tant der äußerlichen Welt verlorne Mensch hat freilich von diesem Himmel, von dieser Würde und von diesem Lebenszwecke keine Ahnung. Im Familienleben erblickt er nur das schale Welttreiben in die Enge und Gleichförmigkeit zusammengetrieben, und weil im Welttreiben nur die Mannigfaltigkeit und Weitläuftigkeit für die Schalheit und Fadheit Ersatz zu gewähren vermag, so erscheint

ihm das Familienleben langweilig, nicht zu ertragen. Die Herren hätten mit ihrem Gerede von der Emancipation der Frauen und gegen die Ehe ganz recht, wenn alle Weiber Freudenmädchen und die Ehe nichts anders, als ein durch die Gesetze erzwungenes ununterbrochenes Gekettetsein an eine solche Dirne wäre; aber weil dem nicht so ist, enthält eben jenes Gerede zugleich eine Dummheit und eine Injurie gegen das weibliche Geschlecht, welche jedes edle Weib mit dem tiefsten Unwillen aufnehmen muß.

Ein Weib, wie es den Propheten des Fleisches genehm wäre, ein sogenanntes geniales Weib, was vor der Ehe einen brechpulverischen Abscheu hat, kann nirgends einen Platz finden, der ihm gemäß wäre, als im Bordell. Das hat Tieck in seiner Novelle: „Eigensinn und Laune" dargestellt und Hr. Mundt und Andere, die den Dichter nicht verstanden, haben es ihm sehr übel genommen. In einer Beurtheilung der Tieck'schen Novelle von Mundt kommen die oben von diesem Schriftsteller angeführten Worte vor. Ich behaupte dagegen: es liege tiefe poetische Wahrheit in dieser Novelle. Ein Weib, welches einen Widerwillen gegen die sittlichen Institutionen und damit gegen die Bildung der Gegenwart hat, kann keinen Geliebten finden, welcher von der Bil-

dung dieser Gegenwart durchdrungen wäre. Sie verliebt sich in einen ungebildeten Menschen, aber wie dieser zur Bildung kommt, hat es auch mit der Liebe ein Ende. Ein ehrenwerther Mann, wenn er kein Schwächling ist, kann an solchem Weibe auch kein Wohlgefallen finden, und so bleibt ihr, die gegen den Mann nicht ihre Selbständigkeit aufgeben will, nichts übrig, als ein schlechtes Subject als Mittel zum Zweck für ihre Sinnlichkeit zu brauchen. Das Uebrige findet sich:

„Man fängt mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran!"

Entschuldigen Sie, verehrte Freundin, diese wenig anständigen Expectorationen, aber ich war Ihnen diese Erklärungen um so mehr schuldig, als der Gegenstand, der sie nothwendig machte, Liebe und Ehe, ja recht eigentlich im Interesse einer Dame ist.

Gewiß ist, daß es auch Frauen giebt, bei denen der Verstand übermächtig gegen das Gefühl ist, aber so geistreich solche Frauen auch sein mögen, so wird ihnen doch diejenige Liebenswürdigkeit fehlen, welche den Mann, eben weil sie das Zeichen eines Vorzuges ist, der ihm abgeht, besonders anzieht. Auch will ich keinesweges die jungen Literaten schlechthin

anklagen, daß sie wissentlich darauf ausgingen, die Frauen sämmtlich zu liederlichen Dirnen umzubilden; ich hege vielmehr die Ueberzeugung, daß die imponirende Würde, mit welcher eine geistreiche Frau in neuster Zeit vor das Publikum getreten ist, sehr viel dazu beigetragen hat, bei jenen Schriftstellern die Meinung zu befestigen, als sei es möglich und wünschenswerth, daß alle Frauen eine ähnliche selbständige Stellung sich geben könnten, wie sie diese berühmte Frau eingenommen hat. Ich spreche von Rahel. Viele, glaube ich, werden meine Ueberzeugung theilen, daß man eine Frau, wie Rahel, zwar bewundern und verehren müsse, aber daß sie ihnen nicht liebenswürdig erscheine. Sie ist eine seltene Erscheinung, eine Ausnahme, und eben weil sie dieses ist, müssen wir uns hüten, dieselbe als Muster für die Frauen aufzustellen. Vergleichen Sie Rahel mit Bettina, so werden Sie die Aehnlichkeit zwischen beiden, wie sie sich nämlich in ihren Briefen darstellen, finden, daß bei beiden eine Unruhe, eine Aufgeregtheit, eine Qual um den Gedanken herrscht. Während aber Bettina von dem Gefühl der Liebe beseligt, eine ungestörte Heiterkeit fast durch alle ihre Briefe hindurch trägt, mit kindlich unbefangnem Sinn Allem entgegentritt und sich nur abmüht, allen

ewigen Inhalt ihrer Liebe heraus zu kehren und wie es die Verhältnisse mit sich bringen auszusprechen, — gehört bei Rahel der Schmerz, die Qual der eigenen Brust an, und wird alle Mühe um den Gedanken nur zur Linderung dieses Schmerzes unternommen. Das Unglück Rahels ist ihre verfehlte Stellung als Weib.

Vierzigster Brief.

Rahel.

Rahel, die zwei und zwanzigjährige Jungfrau, schreibt einem Freunde:

„— Kann ein Frauenzimmer dafür, wenn es auch ein Mensch ist? Wenn meine Mutter gutmüthig und hart genug gewesen wäre, und sie hätte nur ahnden können, wie ich werden würde, so hätte sie mich bei meinem ersten Schrei im hiesigen Staube ersticken sollen."

Der Mangel an weiblich zartem Sinne drückt sich in diesen Zeilen eben so scharf aus, wie das Unglück über diesen Mangel. Durch diese Briefe, durch dieses Leben geht ein herzzerreißendes Weh, welches nur durch die ungeheuren Gedankeninteressen, in welche sich Rahel mit den besten Geistern ihrer Zeit

verkehrend stürzte, in den Hintergrund gestellt wird. Im Denken und Handeln ist Rahel männlich groß und damit betäubt sie ihr weibliches Herz. Wie oft beklagt sie sich, daß ihr die Grazien so abhold wären, sie, die so viele ausgezeichnete Männer hinriß, eroberte durch ihren Verstand, ihre Vernunft. Rahel's Briefe sind durch und durch ungraciös, ein stürmisches Meer von Gedanken, die sich brausend über einander stürzen, daß keiner den andern aufkommen, zur völligen Ausbildung gelangen läßt. Echt weiblich, schön und liebenswürdig ist Rahel nur in der zarten Theilnahme und Sorgfalt für alle Leidenden, sie geht darin bis zur Selbstaufopferung; ihre männliche Thätigkeit, Unternehmungslust unterstützt sie in der Uebung jener weiblichen Tugend. Sie braucht keinen Helfer, sie weiß sich selbst zu helfen. Als Rahel 60 Jahr alt ist, 2 Jahr vor ihrem Tode, schreibt sie dem Jugendfreunde:

„Keinen heftigern Gemüthszustand giebt es, als den, glücklich sein zu wollen; dieß zu erhoffen, noch zu glauben, daß solche Zustände für irgend jemand existiren: der ganz freisinnig, tief und blühend intelligent ist, und ein starkes und zartes Herz hat; darunter verstehe ich das ganze Faser- und Nervensystem mit allen seinen Dependenzen: findet

kein Ganzes in irgend einer Combination von Umständen, zu Einem Zustand gestaltet, der seinen gerechten Forderungen allen genügte: und nicht sogar quälte; oder auch nur: mir war dies nicht beschieden."

Rahel ist, soweit dieses menschenmöglich ist, ganz wahr gegen sich und Andere. Darin besteht ihre Genialität, ihre Kunst. Und dieß ist nichts Geringes. Wie es echte gesellschaftliche Bildung ist, für Andere zu sein, wie es diesen genehm ist, gleichsam ein fein polirter Spiegel, in welchem jeder sich selbst erblickt; so ist es echte, geist=menschliche Bildung: wahr gegen sich selbst zu sein. In unserer Zeit, wo die Bildung so unendlich viel in den Menschen hineinstopft, ehe er im Stande ist, es sich zu assimiliren, wächst die Lüge mit uns auf, und es gehört eine tüchtige Natur und Arbeit dazu, um erst sein reines Selbstbewußtsein zu retten. Wahr sein gegen sich selbst heißt das richtige Wissen von sich selbst haben und dieses setzt voraus, das richtige Beobachten seiner selbst. In jedem einzelnen Menschen liegt alle Schlechtigkeit, Bosheit, Gemeinheit eben so sehr, wie alle erhabene Tugend, alle Wahrheit, das Göttliche selbst. Da wir in unserm Bewußtsein eher Natur als Geist sind, so ist zum rechten Beobachten seiner

Selbst nöthig, daß man die äußerste Rohheit seines Wesens sich selbst eingestehe, um sie recht zu bewältigen, und dadurch zu seinem eigenen Unsterblichen zu gelangen. Die meisten Menschen sind zu schwach, in ihr Herz blickend ihren eigenen Anblick auszuhalten: die Sonne ihres Geistes liegt hinter zu dunkler Nacht. Sie mögen sich nicht eingestehen, wie schlecht sie sind, und so erfahren sie auch nie, wie gut sie sind. Wem es aber gelungen ist, sich so selbst zu nahen, der schaut in seinem Geiste auch ein Urbild aller Wahrheit an, und indem er ihm selbst offenbar wird, offenbart sich ihm Gott, Welt, alle Wissenschaft und jeder einzelne Menschengeist, für den er einen richtigen Maßstab hat. Weil er das ganze Gewebe der Lüge einzeln Faden für Faden in sich selbst geprüft und zerstört hat, weiß er den Menschen, der ihm naht, vielfach besser zu beurtheilen, als dieser sich selbst, und dieser hinwiederum fühlt sich getroffen, aber wohlthuend, denn er merkt, daß auch das Unsterbliche in ihm besser verstanden wird, als von ihm selbst.

Weil Rahel sich kennt und wahr gegen sich selbst ist, spricht sie auch groß von sich selbst, was manchen kleinlichen Recensenten, der nur die Niederträchtigkeit liebt, beleidigt hat. Sie hat auch das Bewußtsein von sich selbst, welches ich so eben aussprach:

„Keine Zweite existirt, ich weiß es selbst; und leugne es Würdigen nicht. Aber woher das? Jeder könnte so sein; einzig sein. Wenn er den Muth, den Sinn hätte, „original," er selbst zu sein: wenn ihm an fremder Zustimmung nicht mehr läge, als an seiner: wenn er sein tiefstes Wollen abfrüge."

Rahel ist leidenschaftlich in der Liebe, aber in der durch den Verstand vermittelten,' die man richtiger Wohlwollen nennen sollte. Die unmittelbare, dem Verstande vorausgehende Liebe hat sie nicht besessen. Sie hielt zu starr an sich selbst fest. Die Liebe ist (unbewußtes) Aufgeben seiner selbst. Rahel kann sich nur aufopfern. Aufopfern ist Aufgeben mit Bewußtsein. Ich bediente mich oben des Ausdrucks: die meisten Menschen mögen sich nicht selbst gestehen, wie schlecht sie sind, darum erfahren sie nicht, wie gut sie sind. Die Liebe ist es, welche dem Menschen beisteht in seiner Schwäche, indem sie ihn so veredelt, daß ihm seine eigene Schlechtigkeit verschwindet, ehe sie ihm ins Bewußtsein getreten ist. Rahel, welche die Liebe nicht besessen, hat alle Härten ihrer selbst erfahren und überwinden müssen, um zu sich selbst, zum Geiste, nach dem sie einen brennenden Durst hatte, zu gelangen. Sie hat den schweren Kampf redlich gekämpft und siegreich; aber

nur mit den Waffen in der Hand behauptete sie den Sieg.

Weil Rahel die Liebe nicht kennt, so kennt sie auch die Ehe nicht, nicht ihre Höhe und Würde, trotz dem, daß sie die einzige Linderung ihres ungestümen Wesens selbst in der Ehe gefunden hat. Eine Freundin hat sich verheirathet und Rahel schreibt darüber:

„Die nun einmal verheirathet sind, die mögen verheirathet bleiben. Von mir aber bekommt nie ein Kind die Einwilligung zum Heirathen. Das sag ich in der glücklichen Ehe. Nein, das ist nichts, wenn nicht beide so denken wie ich. Aber dieß versteht niemand, außer ein künftiger Gesetzgeber."

Der künftige Gesetzgeber wird es besser verstehen, als Rahel selbst.

Sie wissen, meine verehrte Freundin, daß man Rahels Religiosität angegriffen hat, und Sie werden vielleicht ein Urtheil in dieser Beziehung von mir erwarten. Ein solches Urtheil sei fern von mir. Wer nicht fühlt, daß Rahel tief religiös ist, dem wird man es nie beweisen können. Rahel's persönliche Vorzüge vor der Masse der Menschen und namentlich der Zeitgenossen sind glühende Leidenschaft für

das Unsterbliche, nimmer ermattendes Jagen nach dem Ewigen, Furchtlosigkeit, Keckheit und Naivität im Ausdruck, Erfassung jedes Gegenstandes mit dem völligen Menschen. Dagegen geht ihr die Klarheit, Ruhe, Besonnenheit, innere Befriedigung ab, welche vereint mit jenen Vorzügen den genialen Schriftsteller, Künstler, Thatmenschen schaffen. Wem Rahel's Briefe mit ihren ungeheuern Gedankenblitzen, mit ihrem Stammeln und Lallen, welche die Fülle ihres überschwenglichen Wesens bezeugen, mit ihren zerbrochenen Sätzen, ihren schneidenden Widersprüchen, aus denen ungelöste Verstandesdissonanzen herausschreien, wem, sage ich, diese Briefe nicht gefallen, der hat ein Recht sie wegzulegen, nicht aber den moralischen oder religiösen Werth der Verfasserin zu bekritteln.

Ein zugleich wahres und ihr ganzes Wesen charakterisirendes Wort sagt Rahel: „Wir müssen Alle lieben, die wir kennen." Wie könnte auch Gott die Menschen lieben, als weil er sie kennt durch und durch, besser als sie sich selbst, nämlich bis auf den Grund, welcher er selbst ist. Wo der göttliche Grund so klar durchschimmert, wie bei Rahel, da ist leicht durch Nebel und Wolken irdischer Unklarheit hindurchzuschauen. Wer Rahel **kennt**, der wird sie lieben.

Nachwort.

Dieser Eckstein der Literatur ist zum Grabstein geworden. — Die Freundin, der ich zunächst diese Briefe zur Aufklärung über die wichtigsten ewigen Interessen in den Verwirrnissen der Gegenwart schrieb, schaut nun klarer, als ich, und ich kann mich in diesem Schlußwort nur an das Publikum richten, welches, wie ich selbst, noch fürchtet und hofft.

Im ersten der vorliegenden Briefe sprach ich scherzend über die Form, in welcher moderne Bücher zu schreiben, und der denkende Leser wird erkannt haben, wie ich die Ansicht hege, es müsse der in einem Werke darzustellende Gedanke in seiner Selbständigkeit durch alle an ihn sich anlehnende und des temporären Interesses wegen mit ihm in Verbindung gesetzte Aeußerlichkeiten zu erkennen sein, genau eben so, wie man an einem Geschöpfe der bildenden Kunst die Formen der Gestalt durch alle Gewänder, eben an dem Faltenschlag dieser Gewänder selbst, anschaut. Das hier und da hervortretende Nackte dient diese Anschauung zu leiten, und so wird auch in einem schriftstellerischen Werke der hier und da in seiner

Nacktheit heraustretende gestaltete Gedanke zur Erkenntniß seiner mehr verhüllten Glieder Anleitung geben.

Es kann mir nicht einfallen, vor dem Leser den Gedanken, den ich in diesem Werke darzustellen bemüht gewesen bin, seiner Gewänder Glied für Glied zu entkleiden, ich würde dadurch den geringen künstlerischen Werth, den diese Briefe vielleicht haben, vollends zerstören; aber ich möchte den Leser darauf aufmerksam machen, daß diese Briefe ein höheres Interesse haben, als das eines bloßen Tagesgeschwätzes. Ich möchte den Leser zur Erinnerung dessen, was er gelesen, zur Anschauung desselben als eines Ganzen veranlassen.

Man wird bemerkt haben, daß ich die Ueberzeugung hege, daß in der Gegenwart ein Geist sich ins Dasein dränge, welcher in der nächsten Zukunft eine immer mehr sich vollendende Gestaltung sich geben werde, und daß alle mit Beifall aufgenommenen Richtungen in der modernen Literatur, den Beifall, den sie gefunden, nur dem Umstande zu verdanken haben, daß sie im Interesse jenes Geistes gehandelt, obgleich eine jede von ihnen den Geist, für welchen sie handelte, nur einseitig und darum als Carricatur begriffen habe. Den Geist, welcher die Gegenwart wie ein Seismos aufregt, daß überall der

Boden unsers bisherigen Daseins schwankt, die herrlichsten Bauwerke der Väter in traurige Trümmer zusammenstürzen, darzustellen, indem jene Einseitigkeiten aufgehoben, jene Zerrbilder nach ihren wahren Verhältnissen zurechtgerückt würden; dieses war die Aufgabe des vorliegenden Werkes, welche allzu schwierig ist, als daß sie auf eine völlig genügende Weise hätte gelöst werden können. Andeutungen mußten häufig die Stelle ausführlicher Darstellung vertreten.

Der Geist jeder Zeit hat verschiedene Gebiete, auf denen er sich Dasein giebt, und das zu erwartende Dasein des kommenden Geistes in jedem dieser Gebiete war es, welches anzudeuten war. Solche Gebiete sind: die Kunst, die Philosophie, das Staatsleben, die Religion, die Liebe. Insofern es derselbe Eine Geist ist, welcher in jeder Zeit in allen diesen Gebieten zugleich sein Dasein hat, können dieselben als eben so viele Glieder desselben Einen Organismus betrachtet werden. Die Glieder selbst gliedern sich wieder ins Unendliche. Der Zustand des neuen Geistes, von dem ich rede, ist noch ein embryonischer, und hierin mag man einen Grund finden, warum die Gliederung desselben in dem vorliegenden Werke noch nicht in ihrer ganzen Ausarbeitung erscheint. Dem aufmerksamen Leser wird es jedoch nicht entgan-

gen sein, wie auch in diesen schwachen Umrissen, in denen das meiste nur angedeutet ist, was sich in Zukunft ans Licht herausarbeiten wird, unendliche Perspektiven sich eröffnen und die Ahnung jener unendlichen Gliederung enthalten ist. Auf diese Weise werden die Mängel des vorliegenden Werkes selbst zu Zeugnissen für die Wirklichkeit des Geistes, von dem sie reden. An einer Maschine kann man Stück für Stück dem Beschauer vorlegen und erklären; Erklärer und Beschauer eines lebendigen Wesens werden aber immer die Erfahrung machen, daß, je tiefer sie in die Anschauung desselben in seinem organischen Dasein sich versenken, eine desto vielgestaltigere und reichere Welt der Organe ihnen entgegentritt.

Die ersten dieser Blätter wurden mit voller frischer Lebensfreude zunächst an eine Jungfrau gerichtet, die durch die Kunst, der sie sich gewidmet, eine achtungswerthe Stellung sich erworben hatte, und welcher der Verfasser auf eine öffentliche und doch die weibliche Bescheidenheit schonende Weise Anerkennung ihrer hohen geistigen Bildung an den Tag legen wollte; — die letzten dieser Blätter, noch geschrieben im Gefühl höchster Beseligung, wie sie nur die wahre Liebe zu

geben vermag, werden auf den Grabhügel einer treuen innig geliebten Gattin niedergelegt. Ich nannte sie in einem dieser Briefe, in welchem ich von der Unsterblichkeit des Geistes sprach, meine unsterbliche Freundin, und ein Recensent fand diesen Ausdruck wahnsinnig; ich wäre es, wenn ich diese Briefe nicht mit dem einzig trost- und hoffnungreichen Zuruf an sie schließen könnte:

Meine unsterbliche Freundin!

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marbach, Gotthard Oswald,

Ueber moderne Literatur in Briefen an eine Dame

Bd.: 3

Leipzig 1838

H.lit.p. 236 e-1/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10733764-1